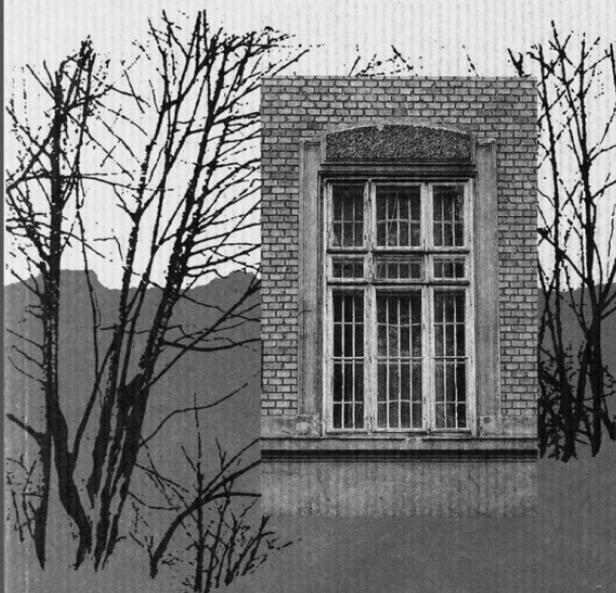


Alois Kaufmann

Totenwagen

Kindheit am Spiegelgrund



mit einer historischen
Nachbetrachtung von
Peter Malina

mandelbaum verlag

Alois Kaufmann

Totenwagen
Kindheit am Spiegelgrund

bearbeitet von Mechthild Podzeit-Lütjen
Mit einem Nachwort von Peter Malina

mandelbaum *verlag*

Der vorliegende Text ist die erweiterte und bearbeitete Fassung des Buches »Spiegelgrund, Pavillon 18 – Ein Kind im NS-Erziehungsheim«, erschienen 1993 im Verlag für Gesellschaftskritik.

Die Veröffentlichung dieses Buches wurde gefördert vom Nationalfonds der Republik Österreich

ISBN 978385476-235-5
© Mandelbaum Verlag 2007
Alle Rechte vorbehalten

www.mandelbaum.at

Lektorat: Mechthild Podzeit-Lütjen
Coverabbildung: Katharina Uschan
Covergestaltung, Satz: Julia Kaldori
Druck: Interpress, Budapest

Inhalt

Es ist sehr spät. Aber nicht zu spät.	9
Den Teufel Rausprügeln	11
Der Führer	14
Mein Freund Reisenbaum	16
Der Totenwagen	20
Der Oberarzt	24
Die Weihnachtsfeier	27
Ordnung und Sauberkeit	30
Badetag	32
Der Oberarzt und der »Judenbub«	34
Besuchstag	38
Der Bettnässer	40
Hunger	43
Die Lehrerin	46
Der Spaziergang	56
Spiele	60
Herbert Reisenbaums Abgang	61
Schwester Funk	64
Fliegeralarm	68
Zisel und die Sexualität	70
Die Stunde Null	75
Vater	80
Die neue Zeit	83
Schatten	89
Rekapitulation	93
Gedanken danach	96
Nachwort von Peter Malina:	
Dem Vergessen überlassen?	100

Kaum hörbar ist dein Atem. Ruhig und entspannt liegst du neben mir. Nichts, aber schon gar nichts stört deine Träume. Ich dagegen starre zur dunklen Decke. Und tausend Gedanken halten mich wach. Erinnerungen, die erst weit weg von mir sich in anderen Perspektiven, wie hinter dickem Panzerglas abspielen. Dann zerbricht das Glas, und die Erinnerungen überfluten meine Seele, erdrücken mein Herz, und ich schreie.

Doch du hörst nichts, absolut nichts. Tief ist dein Schlaf. Deine Träume entfernen dich von der Realität. Nur einmal zucken deine Mundwinkel. Ich drehe mich links, drehe mich rechts. Alles vergebens, der erwünschte Schlaf kommt nicht. Erlöst mich nicht, aus den Armen einer Zeit, die mich hinabzieht in Abgründe, die nur ich erschau. Nicht deine Augen, nein, nur meine Augen erschauen die Hölle meiner Tage, die sich Kindheit nannte. Irgendwo schlägt eine Kirchenglocke. Es ist drei Uhr morgens. Die Vögel beginnen zu singen. Und ich schlafe nicht. Der Wind rauscht in den Bäumen vor den Fenstern. Und eine Stimme flüstert mir zu: »Weißt du noch, damals...«



Es ist sehr spät. Aber nicht zu spät.

Viele Jahre sind mittlerweile vergangen, seit ich mich das erste Mal mit dem Gedanken beschäftigen konnte, literarische Texte in Verbindung mit meinen Kindheitserlebnissen zu Papier zu bringen. Die erste Zeit war es noch mit schmerzlichen Erinnerungen verbunden, über eine Zeit zu schreiben, die Kinder, wie ich eines war, zu unwerthem Leben abgestempelt hatte. Ich wollte keine Reportage machen, ich wollte ganz einfach versuchen, meine Geschichte von der Warte eines neunjährigen Kindes zu erzählen. Dabei kamen Personen in mein Gedächtnis zurück, die einen besonderen Eindruck hinterlassen haben. Mit Wehmut und Trauer habe ich an sie gedacht und ihr Schicksal in meiner Phantasie weiter verfolgt. Da waren Kameraden, die für mich damals unheimliche Dinge erzählt haben, da war eine Lehrerin, die auch zu uns »schwer Erziehbaren« nett war und viel mehr Verständnis gezeigt hat als alle anderen.

Was mußten jene erlitten haben, die über Nacht verschwunden waren? Immer geschah mit den Menschen, die ich am meisten lieb gewonnen hatte, etwas für mich Unerklärliches. So habe ich ihr Schicksal in meinem Buch auf literarische Weise verarbeitet. Ich würde mir wünschen, daß ich damit nicht recht habe, doch die Aussagen einer Erzieherin, die ich nach dem Krieg durch Zufall einmal getroffen habe, haben meine Vermutungen bestätigt. Diese Erzieherin, die ich ganz gerne Schwester nenne, war auch während der NS Zeit eine der wenigen, die ein Herz für uns hatten. Ein Lichtblick in einer Welt voller Grausamkeiten.

Im Jahr 1986 hatte ich nun endlich mein Manuskript fertig. Freunde und Bekannte wollten es lesen. So entschloß ich mich, es im Eigenverlag drucken zu lassen. Wie der Zufall so spielt, traf ich auf der Universität bei einer Lesung den Historiker Peter Malina. Er hatte schon einige wissenschaftliche Arbeiten über den Spiegelgrund gemacht und interessierte sich daher sehr für meine Erlebnisse. Ich wiederum habe historische Zusammenhänge von ihm erfahren, die ich ja als Kind unmöglich wissen konnte. Dr. Malina hat sich auch bereit erklärt, in der zweiten Auflage meines

Buches die wissenschaftliche Nachbearbeitung zu schreiben. Im Laufe der letzten Jahre ist der Zugang zur Aufbereitung der NS-Zeit auf dem Spiegelgrund etwas besser geworden. Jetzt wird endlich auch dieses dunkle Kapitel jener Zeit, das so viele Jahrzehnte verschwiegen wurde, aufgerollt.

Es ist sehr spät, aber nicht zu spät, so daß eine Generation nach uns daraus ihre Lehren ziehen kann: So etwas darf nie wieder passieren!

Alois Kaufmann

Den Teufel Rausprügeln

Meine Angst vor einer negativen schulischen Mitteilung an meine Pflegemutter hatte mich veranlaßt, ihre Unterschrift zu fälschen. Doch die Lehrerin und meine Pflegemutter begegneten einander zufällig auf der Straße. Das war mein Pech. Ein Kochlöffel großen Kalibers sauste ein Dutzend Mal auf mein Hinterteil.

Ich wurde stur, igelte mich ein. Alle meine Gedanken waren von Haß gegen die Erwachsenen erfüllt. So wurde ich aufmüpfig, folgte weder in der Schule noch meiner Pflegemutter. Sie war eine zierliche Person, aber mit einer Autorität, die nichts zu wünschen übrig ließ. Auch kam ich den Aufforderungen, die Heimabende der Pimpfe, also der Hitler-Jugend, zu besuchen, nicht nach. Ich schloß mich einem älteren Buben an, der mir mit seinen großen Sprüchen imponierte. Wir zogen voller Neugier auf Unbekanntes durch die Gegend, unsere Einstellung den Erwachsenen gegenüber war von Haß getragen. Nein, politisch dachten weder der Junge noch ich. Wir hatten unsere eigene Bubenromantik. Es war ein permanentes Aufbegehren gegen den Drill, gegen eine Erziehung, die den einen Teufel raus- und dafür zehn hineinprügelte.

Meine leibliche Mutter hatte mich nach meiner Geburt in Pflege gegeben. Ihre Eltern, besonders der Vater, ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, duldeten keine Tochter mit einem unehe-lichen Kind.

So kam ich als kleiner Bub zu »Pflegeeltern«. Wenn ich unartig war, nicht brav aß, wurde ich in einen engen Hühnerstall eingesperrt. Neben uns war ein Nachbargarten mit einem geheimnisvollen Alten, der mich einmal in seine grün gestrichene Hütte lockte. Die Folgen für mich waren schrecklich. Auf diese perverse Art machte ich Bekanntschaft mit den »netten« Erwachsenen.

Die gute Toni-Mutti, so nannte ich meine nächste Pflegemutter, kam mit mir nicht zu Rande. Als ihr zweiter Mann bei einem Heimaturlaub von der Front an einer Mittelohrentzündung starb, war für diese Frau eine Welt zusammengebrochen. Ihre Schwiegermutter, ein altes Ekel, quälte diese vom Schicksal geschlagene noch mehr.

Ich war nicht imstande, meine Gefühle in Liebe zu verwandeln. Mein Haß gegen die Erwachsenen machte auch vor der Toni-Mutti nicht halt. Die arme Frau wußte nicht ein noch aus. Sie nahm mich an der Hand, fuhr mit der Straßenbahnlinie 118 in die Lustkandlgasse in den neunten Wiener Gemeindebezirk und brachte mich in die Kinderübernahmestelle.

Ich sah ein graues Haus, das mir Unbehagen einflößte. Die Toni-Mutti, die mich immer noch fest an der Hand hielt, klopfte an einer weißen Tür. Nach einem »Herein« und dem obligaten »Heil Hitler« wurde ich zu einer großen, streng blickenden Frau geschubst. Sie trug einen blauweiß gestreiften Kittel und sagte in einem herablassenden Ton zu mir: »So, jetzt reden wir zwei, und deine Mutti wartet draußen.« Das war schon die erste Lüge.

Die Frau redete kein Wort mit mir, betrachtete mich eingehend und rief nach einer anderen Frau. Diese packte mich an der Hand und zerrte mich in einen Baderaum. Ich schrie aus Leibeskräften und versuchte von der fest zupackenden Hand der resoluten Frau loszukommen. Unentwegt schrie ich unter Tränen: »Toni-Mutti, bitte liebe Toni-Mutti, nimm mich wieder mit. Ich möchte nach Hause. Ich verspreche dir, ganz brav zu sein. Ich will alles tun, was du willst, aber nimm mich wieder zu dir, bitte, bitte!«

Natürlich konnte mich die Toni-Mutti nicht mehr hören. Die Wärterin schrie mich an: »Jetzt aber aus mit der Plärrerei. Ein so schlimmes Kind wie dich habe ich schon lange nicht gesehen. Ab in die Badewanne!« Ich wehrte mich heftig, als mich diese gefühllose Frau in eine Badewanne mit eiskaltem Wasser tauchte. »So, du frecher Kerl, das wird dich zur Vernunft bringen. So ein Theater, na warte, was es noch setzen wird. Solche wie dich haben wir schon ganz klein gekriegt!«

Ungefähr vier Wochen blieb ich in der Kinderübernahmestelle. Die ersten Tage hatte ich sogar die Nahrung verweigert. Als man mir aber androhte, mich mit einem Schlauch im Magen zu ernähren, gab ich meinen Widerstand auf. Ich wurde ruhiger und spürte einen Bruch in meinem Innersten.

Aus dem Haus des Kindes – einst von Julius Tandler gegründet, damals mit der Aufschrift über dem Eingang: »Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder« – war eine seelenlose Kinderverwahrungsstelle geworden.

Es war ein herrlicher Sommertag, doch mir war das egal. Die Kinderschwester trieb mich zur größten Eile. Ich sollte rasch meine Sachen zusammenpacken, beim Tor unten stehe ein Auto, das mich fortbringe. Als ich um das »Wohin« fragte, sagte sie nur: »Wart's ab!«

In dem schwarzen Auto saßen zwei »Beschützerinnen«, eine rechts, eine links, und in der Mitte ich. Bei der raschen Fahrt konnte ich nur den Gürtel und einige Passanten ausnehmen.

Schon fuhr das Auto durch ein Tor mit einer auffallend hohen Bogenlampe. Eine Parklandschaft vor meinen Augen. Ich wurde neugierig, mein Herz schlug wild, mein Mund war trocken. Backsteinrote Gebäude mit vergitterten Fenstern machten mich mutlos. Der Wagen hielt vor einem dieser Pavillons.

Eine der Frauen ging, nach einem kurzen Gespräch mit ihrer Kollegin, weg. Die andere brachte mich in das Innere des Pavillons. Ein fürchterlicher Gestank war mein erster Eindruck, der mir den Hals zuschnürte.

Eine Frau in einem blauweiß gestreiften Kittel fragte mich: »Warum kommst du zu uns?« Ich schwieg. Meine Zunge war wie angeklebt an meinem Gaumen. Ich war nicht imstande zu antworten. Die Frau grinste hämisch und meinte: »Aha, wegen übertriebener Bravheit!« Sie befahl mir, auf dem Gang stehen zu bleiben. Ich trug eine kurze Hose. Vor Angst rann mir der Urin über die Waden hinunter.

Einige Buben liefen an mir vorüber und schrien: »Ein Neuer, ein Depperter, einer, der sich anbrunzt!« Die Tür zur Außenwelt war endgültig zugefallen.

Der Führer

Graue Mauern wuchsen aus dem Boden, und ich hörte die lauten Kommandorufe der Erzieherinnen. Ich spürte den Druck auf meiner Brust und die Angst, die mich nicht normal reagieren ließ. Dann ein langer, spiegelblanker Korridor, der nie zu enden schien. Alles war so glatt, so peinlich sauber, so steril wie eine Injektionsnadel. Ein Mann im weißen Mantel, mit tadelloser Frisur, kurz geschnittenem Haar und mit der Nettigkeit eines braven deutschen Bürgers, schaute mich an. Seine Augen wurden immer größer und meine Angst steigerte sich ins Unerträgliche. Dann hörte ich seine Stimme. Worte, die mir inhaltsleer und seelenlos mitteilten, daß ich Zögling im Kinderheim »Am Spiegelgrund« sei, und der Pavillon 18 damit mein Zuhause.

Ich versuchte zu fliehen. Doch dieser gottverdammte spiegelglatte Boden ließ mich stürzen. Ein gellendes Lachen drang wie Messerstiche in mein Bubenherz. Ich schämte mich. Meine Unterwäsche war naß von Urin und die Hände waren schweißgebadet. Dann kam sie, die Frau im blau-weißen Kleid: Brüllte, ohrfeigte mich, riß mich hoch, und ihre Blicke schickten mich ins Jenseits. Ich empfand Haß, abgrundtiefen Haß, Haß auf alle Erwachsenen. Drei Stunden stand ich schon auf dem Gang. Meine Füße waren wie Bleiklumpen meine Gedanken außerhalb der Mauern des Pavillon 18. Ich hörte Stimmen, Stimmen um mich und sah Kindergesichter. Käseweiße Bubengesichter als Brandmal aller Heimkinder. Sie schauten mich an, ihre Blicke eine Mischung aus Neugier und Schadenfreude. Sie schwiegen, und doch hörte ich ihre Stimmen und fühlte ihr Schreien. Bald waren es vier Stunden, daß ich am eiskalten Gang Strafe stehen mußte, wegen Beschmutzens der Unterwäsche. Vor mir ein Führerbild. Unter dem Bild eine Unterschrift, klein geraten, doch mit der Gewichtigkeit eines Gottes: Adolf Hitler.

Ich dachte nach. Konzentrierte mich auf das Gesicht dieses Mannes. Ja, ich führte einen stillen Dialog mit dem Führer des Großdeutschen Reiches.

Ich, der kleine Zögling, sprach mit dem Mann der Männer. Ich klagte ihm mein Leid. Ich versprach, ein guter deutscher Junge

zu werden, und versuchte, ihm, meinem Gott, zu dienen und zu gehorchen. Er straft und bedroht. So wie es jedem zusteht. Nicht er war in meinem Bubengehirn das Böse, nein, die Erzieherinnen, die Erwachsenen, und er wußte – so glaubte ich – von alledem nichts.

Ich betete: »Mein großer, alles geliebter Führer, erlöse mich aus der Pein und Not dieser bösen Menschen hier. Du willst das alles nicht, nur ein Wort von dir und ich bin erlöst.«

Kein bißchen Wut hatte ich gegen ihn. Nichts brachte mich davon ab, an ihn zu glauben. Ich, der Gedeütigte, suchte bei ihm Schutz. Das Bild schwieg. Stumm wie ein Götze schaute es auf mich herab. Es änderte sich nichts, er verharrte an der weißgekachelten Wand und ließ sich von einem naiven, kleinen Buben anbeten.

Kalt und gefühllos bewegten sich die Menschen um mich herum. Langsam, aber merklich wurden böse Worte zu einer Umgangssprache, ja zu einer Gewohnheit. Gewohnheit ist alles. Gewohnheit zu verderben, zu strafen und zu töten.

Frische Knospen an Zweigen, vom Eis überzogen, eingehüllt in die Kälte. Ich handelte nicht, ich ließ handeln. Rascher als jemals gedacht veränderte ich mich. Ich wurde zum Bestandteil einer Ordnung, die der Angst gehorchte. Du da, komme, tu es, gehorche, frage nicht und handle stets nach den Wünschen des großen Führers.

Ich gehorchte und spürte, daß jene, die gehorchten, weniger Prügel bekamen, und daß jene, die geduldig ihr Schicksal erduldeten, mehr Essen bekamen. Mein Gehorsam brachte mir Vorteile, für die mein Magen sehr dankbar war.

Weißer, saubere Kittel beherrschten das Heimbild. Alles war geschrubbt, gewaschen, desinfiziert. Hände, Füße und vor allem Köpfe!

Mein Freund Reisenbaum

Ich hatte einen Freund. Einen mageren, langen Kerl, der viel mit den Augen sprach. Mit geschlossenem Mund erzählte er von einer Welt, die es für uns Heimkinder nicht gab. Seine schlanken Hände waren fast durchsichtig und von seinem großen Kopf standen, wie Fahnen im Wind, seine Ohren ab. Um seine etwas verträumten Augen waren dunkle Ringe.

Wir haben nie von Freundschaft gesprochen und uns gerade deshalb geliebt. Ja, geliebt! Mich stört es nicht, so empfunden zu haben. Ich sog seine Liebe in mich hinein. Er sprach nie darüber. Wir waren stets zusammen. Beim Aufstehen, beim Waschen, am Schulweg und vor allem beim Strafestehen. Wir bekamen dieselben Prügel und empfanden die gleiche Wut auf die Erzieherinnen, die nur lächelten, wenn sich hoher Besuch zu uns begab. Kommissionen, die uns anschauten wie Veterinärärzte. Die Schlachtbank war bereit, die Lieferung konnte beginnen.

Ich lief zu meinem Führerbild und betete. Keine Antwort. Nur einige Blutstropfen, so schien mir, waren von dem Bild auf den steril gereinigten Boden gefallen. Mein Freund gab mir die Hand und wir schauten aus dem vergitterten Fenster des Pavillon 18. Mein Blick fiel auf einen grünen Karren, den Totenwagen. Mir wurde übel.

Der Schulweg begann. Wir standen in Viererreihen, wie ein Haufen geschlagener Hunde, vor dem Eingang des Pavillons. Kommandostimmen ertönten, und wir marschierten im Gleichschritt zur Sonderschule. Vorbei an dem roten Backsteingebäude, das einen Geruch aufkommen ließ, der – widerlich süß – mich fast zum Erbrechen brachte. Mein Freund sagte: »Nur Mut!«, und er lächelte dabei. Die uns begleitende Erzieherin gab ihm einige kräftige Ohrfeigen. Er hatte eben nicht zu reden oder zu lächeln, sondern ernst und schweigend seinen Schulweg zu gehen.

Mein Freund lächelte nicht mehr. Aus seiner Nase floß dunkelrotes Blut. Ich zitterte vor Angst. Er aber ging mit festem Schritt, sodaß der weiße, vom Blut betropfte Kies nur so knirschte. Ein Vogel flog von einem Baum hoch. Unser aller Blicke folgten seinem Flug.

Der Wind rauschte in den Bäumen und meine Gedanken waren bei ihm, der mit festem Schritt neben mir ging. Schon erblickte ich den Schulpavillon. Seine Nüchternheit machte mich unsicher. Nirgends ein Halt. Ich wollte die Hand meines Freundes berühren, doch ich unterließ es. Die Erzieherin war dicht hinter uns. So spielte ich mit dem Gedanken, wie es wohl wäre, wenn wir, er und ich, frei und ohne die Gewalt dieser Erzieherin spazieren gehen würden. Doch da war auch schon unser Weg zu Ende.

Rasch in die Klasse. Wir standen stramm vor den Pulten. Die Lehrerin betrat das Klassenzimmer, und wir riefen wie im Chor mit kräftiger Stimme: »Heil Hitler, Frau Lehrerin!«. »Setzen!« antwortete sie. Fast geräuschlos nahmen wir auf den Schulbänken Platz. Kaum ein Laut war zu hören. Wir waren lautlose Kinder, eigentlich gar nicht vorhanden. Unsere Gedanken kletterten über Gitter hin zu einem Spielplatz. Sie aber, die Frau Lehrerin, war oben, oben auf dem Katheder. Sie thronte wie eine Herrscherin über einer Schar von verängstigten Heimkindern, deren Gefügigkeit aus grausamen Dressurakten resultierte. Unser Schulbesuch war eine etwas gemilderte Form der Erziehungsmethoden, die alle in die Seelenmühle führten. Staub, mehliges Staub war unsere Seele. Zermahlen vom Sadismus einer Erziehungsanstalt.

Unser Wesen wurde abartig. Dieses kriecherisch Devote, mit Haß gegen alles Fremdartige, war zum Charakterzug eines ganzen Volkes geworden, das Menschen anderer Rassen – Juden – mit Ratten verglich. Dieses Hurrageschrei einer Kriegspropaganda, die in ihrer Mentalität einer Welt von Paranoiden glich. Wir aber gehorchten. Wir taten nur das, was uns befohlen wurde. Hätten sie uns das ABC-Lernen als verboten erklärt, wir hätten es akzeptiert.

Mein Freund Herbert war nicht auf diese Sklavenmentalität getrimmt. Seine Blicke sagten anderes als die befohlenen Sätze seiner jeweiligen Herrscher. In seinen Augen glomm der Funke, den sie mit aller Macht zum Erlöschen bringen wollten. Herbert Reisenbaum war Jude. Seine Wurzeln waren tief in einer Tradition verhaftet, deren Standhaftigkeit bereits ein Pharao auf unangenehme Weise zu spüren bekam.

Von all dem wußte ich nichts. Mein Wissen begann mit der Morgendämmerung des Dritten Reiches und endete in Träumen,

die sich immer mehr mit Eßbarem beschäftigten. Meine ersten lyrischen Anwandlungen bezogen sich auf die Kriegshelden des Dritten Reiches, sie waren der Ersatz für Vater und Mutter. Ich begann, mich in eine Welt des Heldentums einzuspinnen, ohne zu merken, wer die Netze ausbreitete.

»Reisenbaum!« hallte es durch den Klassenraum. Reisenbaum sprang auf und wartete. Er wartete immer. Er war zu überlegt, um vorzupreschen. Nein, er wußte, was man hier von ihm erwartete.

Die Lehrerin, so an die fünfzig Jahre alt, blickte auf den spindeldürren Kerl mit den großen, dunklen Augen. Sie hatte seinen Beschreibungsakt von der Heimleitung vor sich liegen. Das große »J« am rechten oberen Aktendeckel war ihr Befehl genug. Sie hatte ihn mit aller Härte zu behandeln, ihn zu demütigen, denn seine Rasse war eine Rasse von geldgierigen Plutokraten, von Ratten, die das deutsche Volk anfallen und umbringen wollten.

Frau Grüner wußte, was man von ihr erwartete: Disziplin. Sie sah diesen Buben, der wohl der gescheiteste in dieser Klasse war. Und das machte ihr und ihm zu schaffen. Ihr, weil sie Talente über alles mochte, und ihm, da er erkannte, daß die Worte dieser Frau nur leere Worte waren. Frau Grüner fragte den Schüler Herbert Reisenbaum: »Was ist ein schlechter Mensch?« Ohne zu zögern, antwortete Reisenbaum: »Ein Jude. So ein Drecksjude, wie ich einer bin!«

Er hatte seine Lektion brav gelernt. Er wußte: Hier anders zu handeln, wäre glatter Selbstmord gewesen. Die Lehrerin fragte nicht mehr. Ich, sein Freund erschrak.

Aber warum erschrak ich? Weil Herbert ein Jude war, oder über mich, der innerlich bereit war, einen Juden als Freund fallen zu lassen? Ich zögerte. Ich war bereit, ihm zur Seite zu stehen. Ich zeigte auf. Frau Grüner, die Lehrerin fragte, was ich wolle. Stotternd und mit kindlicher Naivität begann ich, meinen Freund als guten Kameraden zu schildern. Die Klasse schwieg. Aber die Blicke meiner Mitschüler waren alles andere als freundlich.

»Nun, Reisenbaum, was sagst du dazu?« fragte die Lehrerin jenen, um den sich in dieser Stunde alles drehte. Reisenbaum antwortete stereotyp: »Er weiß nicht, wovon er redet!« Damit meinte er mich. »Ich bin Jude und daher ein Dreckskerl.«

Die Lehrerin ging schweigend zu mir, streichelte über meine strohblonden Haare und meinte, sehr nachdenklich geworden: »Dein Freund weiß, wovon er spricht. Warte ab! Wenn du erst größer bist, dann wirst du deinen Freund richtig erkennen.« Ich verstand nichts.

Herbert Reisenbaum lächelte einen kurzen Augenblick lang, was mich sehr verwunderte. Ich fand diese Art der Selbsterniedrigung eher demütigend. Was da mein Freund von sich gab, lag außerhalb meiner Vorstellungskraft. Frau Grüner wußte in diesem Augenblick, wer der Sieger war.

Endlich kam die große Pause. Herbert blieb abgesondert auf dem Gang stehen. Ich ging zu ihm, wollte etwas fragen, er aber drehte sich um. Meine Hand versuchte, die seine zu berühren. Er zog sie ruckartig zurück. Traurig, ohne sein Verhalten zu begreifen, ging ich, nachdem das Pausenende durch ein langes Klingelzeichen signalisiert worden war, wie die anderen Mitschüler in die Klasse. Erst als der Unterricht schon einige Minuten gedauert hatte, kam Herbert Reisenbaum in die Klasse, senkte seinen Kopf und setzte sich, wie seit Schulbeginn, neben mich.

Ich versuchte, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Vergebens. In der Klasse waren Bemerkungen wie: »Der Saujud und sein blöder Freund« zu hören. Ich überhörte diese gemeinen, gedankenlos gesprochenen Bemerkungen von Gleichaltrigen, die selbst Opfer eines Mördersystems waren. Alle Gedanken drehten sich um Herbert. Und ich spürte eine Kälte, die mich an diesem lauen Frühlingstag frieren ließ.

Der Wind war es, der mir immer Geschichten erzählte. Einsam und voller Verzweiflung weinte ich in mein Kissen. Ich unterdrückte das Schluchzen, so gut es ging. Auf keinen Fall wollte ich, daß die bereits schlafenden Mitzöglinge durch meine Heulerei aufgeweckt wurden. Es hätte sicher nur Spott und dumme Worte gegeben. Im Eisenbett, rechts von mir, lag Herbert. Er mußte doch merken, wie es um mich stand. Doch die erhoffte Reaktion blieb aus. Scheinbar ungerührt lag er in seinem Bett und merkte meinen Weltschmerz nicht. Alles, so nahm ich an, war gegen mich. Die Angst, in die Kälte der Isolation gestoßen zu werden, war so ungeheuer, daß ich beschloß, Selbstmord zu begehen. Ich war neun Jahre alt.

Der Totenwagen

Ein Windstoß riß ein Fenster auf und erzählte mir eine Geschichte: Es war ein schöner Sommerabend, und die meisten Leute saßen lachend und plaudernd in Gärten, Parks oder auch Wohnungen. Man war froh, daß nach des Tages Hitze ein kühler Abend folgte. Vor mir saß meine Mutter und hielt einen schönen Apfel in der Hand. Noch ehe sie mir diesen Apfel geben konnte, floß eine braune, stinkende Masse auf mich zu. Ich versuchte zu fliehen, doch ich war wie gelähmt. Dieses braune, stinkende Etwas beschmutzte mich von oben bis unten. Ich war dem Wahnsinn nahe. Und meine Mutter stand neben mir und tat nichts. Plötzlich kam ein Orkan auf. Die Leute flüchteten, Schutz suchend, in die Häuser, so auch meine Mutter. Ich aber schrie: »Mutter, Mutter, hilf mir!«

Der Morgen war kein Morgen, den man jemandem hätte wünschen können. Es war ein Morgen, der besser schnell zum Abend geworden wäre. Die Erzieherin zählte bis dreißig, bei dreißig hatte man seine Zähne geputzt zu haben und bei sechzig gewaschen zu sein. Meine Ohren vernahmten nur das laute Zählen: Eins, zwei, drei, vier, fünf, ...

Meine Angst, nicht zurechtzukommen, steigerte sich ununterbrochen. Schon sah ich als Strafe für mein Nichtzurecht-Kommen das Frühstück gestrichen. »Frühstück« war wohl eine zu hochtrabende Bezeichnung. Eine dünne Scheibe dunklen, bitter schmeckenden Brotes und eine dunkelbraune Brühe, Kaffee genannt. Aber es war noch immer besser, als mit leerem Magen den Schulweg antreten zu müssen.

Und so wurde gedrillt, geformt, nein, gebrochen, bis nur mehr kleine, armselige, willenlose Kriechtiere vor den Erzieherinnen stramm standen. Und nun ab zum Frühstück. Hingesetzt. Aufgepaßt. Rasch gegessen, schnell in Reih und Glied gestellt. Auffrücken, abzählen und ab zur Sonderschule. Notdurft wurde kaum einkalkuliert. Flink und im Sauseschritt hatte sich der deutsche Junge zu bewegen. Immer sauber und fleißig hatte er zu sein, hatte ohne Widerstand Befehle hinzunehmen und auszuführen. Herbert Reisenbaum schaltete auf langsam, er erregte dadurch auf

unangenehme Art noch mehr die Aufmerksamkeit der Erzieherinnen. Aber mir schien, als wollte er es so. Wir sprachen kein Wort mehr miteinander. Zwischen uns war die Eiszeit ausgebrochen. Herbert zeigte nicht die geringste Neigung, unsere Freundschaft zu aktivieren. Warum nur? Diese Frage konnte ich lange, sehr lange nicht beantworten.

Es mußte Klarheit geschaffen werden. Klarheit und Ordnung, wie es das Gewissen fordert.

Wer war ich schon, Zögling Alois K. des Erziehungsheimes für schwer erziehbare Kinder am Spiegelgrund? Ich war schlimm, unartig, aufmüpfig. Nun, deshalb war ich auf den Spiegelgrund gekommen. Nein, gekommen bin ich nicht, nicht freiwillig, man hat mich hineingesteckt. Aus, fertig, Schluß. Wer nicht hören will, muß fühlen. Nein, ich verstand nicht die Argumente der Erwachsenen, die da lauteten: Das Heim wird ihn zu einem Mann machen! Ich fand meine Pflegemutter ungerecht. Nun sollte ich durch Gewalt und Sadismus zu einem nützlichen Mitglied der großdeutschen Familie gemacht werden. War ich so schlecht? So unerziehbar? Oder waren meine Begriffe von einer Kindheit eben andere?

Als ich eines Tages vor dem Tor des Pavillon 18 auf die kleinspurige Essensbahn wartete, sah ich einen grünen, großrädigen Karren, der einen gewölbten Deckel hatte. Mir fielen einige hartnäckige Gerüche ein.

Schnell und voll Angst, die mir bis in den Magen ging, hob ich diesen dunkelgrünen Deckel, um ihn starr vor Schreck wieder zufallen zu lassen. Ich zitterte. Mein Gehirn wollte das Geschaute erst gar nicht wahrnehmen, aber es war der kleine Karl W., der in diesem grünen Karren lag. Er war tot. Vor kurzem war er noch auf der Schulbank hinter mir gesessen.

Ich wagte kaum, meine Augen zum Pavillon zu heben. Vielleicht hatte mich eine Erzieherin gesehen. Gnade mir Gott, dann war mein Schicksal besiegelt. Ich konnte den armen Karl W. nicht vergessen. Schon sah ich mich in diesem grünen Totenwagerl.

Jede Woche einmal kamen Ärzte mit Anhang in unseren Pavillon. Wir Kinder, verängstigt und eingeschüchtert, standen nun den »Göttern« gegenüber, die über unser Wohl und Wehe ent-

schieden. Unter leisen Gesprächen wurden den Ärzten von den Erzieherinnen Karteikarten gereicht.

Nach der »Kinderbeschauung« wurden dann meist drei bis vier von uns Kindern abgesondert. Besonders der Oberarzt zeigte für Kinder mit mißgebildeten Schädeln größtes Interesse. Solche Kinder wurden dann auch außerhalb der üblichen Visiten abgesondert.

Niemand von uns wagte es, nach dem Wieso und Warum zu fragen. Wir waren meist wie zu Salzsäulen erstarrt. Die Erzieherinnen merkten natürlich unsere Angst: »Ihr seid kleine Ratten, unnütze Esser, im besten Fall Taugenichtse, die es nicht verdienen, mit Nachsicht behandelt zu werden.«

Nach und nach erfuhr ich auch in Gesprächen mit anderen Kindern von den »Spezialbehandelten«. Einer davon lag jetzt vor mir in dem grünen, halbrunden Totenwagerl.

Der Essenszug kam, ich half, die kleineren Essenstöpfe mit dem Küchenpersonal in die Teeküche zu tragen. Mir war übel. Gerne, allzugerne hätte ich das Geschehene Herbert erzählt. Doch meine höllische Angst ließ mich jedem gegenüber mißtrauisch sein. Die Erzieherin Renate schaute mich sehr eindringlich an. Hatte sie etwas gesehen? Auf jeden Fall fühlte ich mich beobachtet.

Diese Renate mit ihren glatt zurückgekämmten, blonden Haaren und einem Gesichtsausdruck, daß es einem heiß und kalt über den Rücken rann – diese Person war mir unheimlich. Ich mußte auf jeden Fall herausbekommen, was sie wußte, besser gesagt: nicht wußte. Jedesmal wenn sie mich rief, zuckte ich zusammen. Sie sagte aber nichts von Bedeutung, gab nur ihre kaltschnäuzig hervorgestoßenen Befehle.

Jeder brave Bursche durfte es sich zu seiner großen Ehre anrechnen, für eine Erzieherin persönlicher Laufbursche zu sein. Mit aller Ausdauer und möglichst kriecherisch versuchte ich, mich bei Renate Liebkind zu machen. Endlich kam der Moment. Ich durfte ihr Dienstzimmer aufräumen. Für mich begann eine bessere Zeit. Ich wurde besser behandelt, und über Mangel an Essen konnte ich kaum noch klagen.

Nun war ich schon zwei Wochen im Dienste der Erzieherin Renate. Meine Mitzöglinge hatten wohl Angst vor mir, denn sie

unterbrechen ihre oft harmlosen Unterhaltungen und schwiegen eisern, wenn ich nur in ihre Nähe kam.

Von Herbert gar nicht zu reden. Er drehte mir nur mehr den Rücken zu. Ohne daß ich es recht merkte, wurde ich zu einem winzig kleinen Rädchen der Heimhierarchie.

Ich wußte noch nicht, daß solche Typen wie ich bei allen Heim-, Gefängnis- oder gar KZ-Insassen verhaßter als die berufsmäßigen Bewacher waren. Nein, im Gegenteil, ich war stolz, der Erzieherin Renate dies und jenes erledigen zu dürfen. Ich empfand es geradezu als Ehre, ihre Schuhe zu putzen. Ja, es war mir eine Genugtuung, ihr Bett machen zu dürfen. Erst recht wahnsinnig vor Freude wurde ich, als ich ihre Privatpost auf das Postamt, knapp außerhalb des Heimes, bringen durfte. Ich hatte das unglaubliche Privileg, an dem Pförtner vorbei in die Freiheit gehen zu dürfen. Auf den Gedanken zu flüchten, kam ich in solchen Augenblicken nie. Meine anfängliche Absicht, mich mit der Erzieherin gutzustellen, um herauszufinden, ob sie mich beim Öffnen des grünen Leichenkarrens beobachtet hatte, verdrängte ich.

Der Oberarzt

Eines Abends, als ich mich voll Schwung ins Bett warf, gab es einen Höllenlärm. Ich erstarrte vor Schreck, und schon landete ich mit dem eisernen Betteinsatz auf dem harten Steinboden. Die verschiedenen Teile des Bettes lagen um mich herum. Verzweifelt schaute ich nach Herbert, der aber hob nur seine Bettdecke und zeigte mir sein nacktes Hinterteil. Sonst rührte sich kein Kamerad. Natürlich war es mir klar: Keiner dieser Kerle schlief wirklich.

Durch den fürchterlichen Lärm neugierig geworden, kam die Erzieherin in den Schlafsaal, sah die Bescherung und mich heulen und befahl im lauten, schrillen Ton allen Buben, sofort aufzustehen und drei Stunden Strafe zu stehen. Ich bekam die Erlaubnis, diese Nacht im Ärztezimmer auf der Couch zu schlafen, bis mein Bett wieder in Ordnung war. Ich weigerte mich. Doch die eindringlichen Worte der Erzieherin machten mir klar, was ich zu tun hatte. Ich wollte mit meiner Weigerung bei den Kameraden eine gewisse Solidarität erwecken. Aber sie waren auf mich und meine, wenn auch gut gemeinte, Absicht nicht neugierig.

Mein Schlaf auf der Ärztecouch war unruhig. Der nächste Tag begann wie jeder andere: die Erzieherin schien den nächtlichen Spuk vergessen zu haben.

Doch dieser 20. Juli 1944 war mehr als nur ein Tag wie viele andere Tage in diesem Heim, die tropfenweise das Gift der Lüge in meine Seele eindringen ließen. »Der Führer Adolf Hitler blieb durch ein gütiges Schicksal unverletzt. Ein Haufen Verräter, eine Bande von ehr- und gewissenlosen Offizieren, versuchte, den Führer zu töten. In der Stunde der Entscheidung, wo das Reich den Führer braucht, hat diese Bande von Vaterlandsverrättern diesen Anschlag durchgeführt. Diese Ansammlung von ehrlosen Banditen wird ihrem gerechten Urteil nicht entgehen!« Als wir diese Meldung im Tagraum durch den Lautsprecher eines Volksempfängers hörten, verstand ich nichts.

Nur Reisenbaum, der etwas abseits von den anderen stand, hob mit einem eigenartigen Lächeln stolz sein Haupt. Plötzlich nahm der sonst ruhige und besonnene Bub einen Sessel und schleuderte

ihn mit aller Wucht gegen ein Führerbild, das oberhalb der Tür des Tagraumes hing. Wie auf ein Kommando wandten sich alle, Zöglinge und Erzieherin, Herbert Reisenbaum zu.

Nach einigen Schrecksekunden stürzten sich seine Mitzöglinge auf Herbert. Die Erzieherin schaute mit Freude auf die Buben, die »das Judenschwein« ordentlich verprügelten. Nun rührte sich mein Herz. Ich versuchte, diesen Haufen von prügelnden kleinen Hyänen von meinem Freund loszureißen – vergebens.

»Herbert, Herbert!« rief ich. Doch weiter kam ich nicht, ein Faustschlag beendete blitzartig meine Hilfsaktion. Als ich meine Augen aufschlug, sah ich ein rundes, »gemütliches« Gesicht. Dann weiter einen weißen Ärztemantel. Sofort dachte ich an den toten Karl W., den ich im grünen Leichenkarren gesehen hatte.

»Ruhig, ganz ruhig, Junge. Es geschieht dir nichts.« Während der Oberarzt auf mich einredete, merkte ich, daß ich mit ihm allein war. Da lag ich nun auf dieser Couch des Arztzimmers, die eine Nacht zuvor mein Notquartier gewesen war. Seltsam, dachte ich, wie rasch sich Situationen verändern.

»Nun, Junge, wie ist dir? Hast du Kopfschmerzen? Brechreiz? Oder tut dir sonst etwas weh? Sag es mir! Verheimliche nichts, denn das könnte für dich schlimm ausgehen!« Schüchtern verneinte ich. »Und jetzt erzähle mir langsam, aber aufrichtig, was da mit der Rauferei war.«

So genau wie möglich erzählte ich ihm das Geschehene. Er nahm ein Kärtchen aus der Schreibtischlade, schaute mich dabei prüfend, aber nicht böse an und machte einige Notizen. Er lächelte, als er den kleinen Buben unruhig vor sich sah. Aus der Tasche seines Ärztemantels nahm er ein Zuckerl und reichte es mir.

Ein weißer Ärztemantel, randlose Brillen, ein freundliches Gesicht – so ging der Oberarzt mit seinem Anhang durch die Abteilung der mehr oder weniger psychisch geschädigten Kinder.

Plattner, ein Epileptiker, ein lieber kleiner Südtiroler, grüßte verlegen den Mann im weißen Mantel. Dieser beugte sich zu ihm und schenkte ihm ein Zuckerl, während er ihm über die Wangen strich. Gerade dieser Plattner wurde genau beobachtet und wie von einem Jäger, der seine Beute sieht, ins Visier genommen.

Ich kannte Plattner aus der Sonderschule. Er stotterte. In unbeholfener Redensart erzählte er mir vom Pavillon 15, wo er un-

tergebracht war. Von diesem Pavillon hatten wir Kinder schon etliche Male Schreckliches gehört. Gerüchte schlimmster Art schwirrten hin und her. Plattner erzählte vom wöchentlichen Abtransport von Kindern. Auf meine Frage, wohin diese Kinder kämen, vermutete er: »Nach Bayern«.

Einige Tage, nachdem er mir dies erzählt hatte, kam er nicht mehr in die Sonderschule. Ich wagte es, eine Erzieherin seines Pavillons nach Plattner zu fragen. Ihre Antwort war eine Ohrfeige.

Nach einiger Zeit ordnete Dr. Jelky – der »Heimvater«, wie er sich nennen ließ – an, ich müsse wegen frechen Benehmens fünfzigmal durch den Schnee robben. Damals war ich elf Jahre alt.

Nach ungefähr dreißig Malen war ich bereits total erschöpft. Meine dünne graue Hose bot kaum Schutz vor Kälte und Nässe. Es gab keinen Körperteil, der nicht schmerzte. Flehentlich schaute ich die Erzieherin an, die aufpaßte, daß ich meine Strafe ja genau ausführte. Nach etwa vierzig Malen blieb ich regungslos im Schnee liegen.

In der Folge hatte ich fürchterliche Schmerzen in beiden Kniegelenken. Trotzdem wagte ich tagelang nicht, etwas zu sagen. Doch als die Gelenke arg angeschwollen waren und ich kaum mehr in gebückter Haltung meine Schuhriemen zuschnüren konnte, hatte zum Glück Schwester Funk Dienst. Sie war die Einzige, zu der ich Vertrauen hatte. Ich bat sie, meine geschwollenen Knie anzusehen. Unverzüglich ordnete sie eine Überstellung ins Sonderspital an.

Dort hatte man jedoch keinen Platz, so wurde ich auf die Kinderabteilung in das Wilhelminenspital überstellt. Ein Rettungswagen brachte mich aus der Hölle ins Paradies.

Drei Wochen Spitalsaufenthalt waren für mich trotz Schmerzen der Himmel auf Erden. Ärzte und Schwestern, meist Reichsdeutsche, behandelten mich wie ein menschliches Wesen. Umso größer war meine Angst, als ich nach drei Wochen wieder in die Erziehungsanstalt zurück mußte.

Die Weihnachtsfeier

Der Winter und in seinem Gefolge eisige Kälte suchten das Land heim. Am Spiegelgrund waren Temperaturen in jeder Beziehung noch tiefer.

Herbert Reisenbaum stand auf dem langen Korridor mit dem spiegelblanken Boden. Er durfte nicht gehen, er durfte kein Wort sprechen, nicht lächeln und sich nicht bewegen. Seine Mitzöglinge rannten an ihm vorüber, und manch einer rief: »Judensau« und spuckte ihm dabei ins Gesicht.

Reisenbaum verspürte unsäglichen Haß. Vier Stunden auf einem eiskalten Gang Strafe zu stehen, waren nicht dazu angetan, ihn milde und überlegt zu stimmen. Es war knapp vor Weihnachten. Die Christen feierten das Fest des Friedens. Friede – welch ein Wort!

Es überkam ihn die Sehnsucht, seiner Mutter einen Kuß zu geben. Wie oft hatte sie das getan, bevor er eingeschlafen war. Sein Vater hatte ihn ermahnt, ein guter, folgsamer und vor allem ein frommer Bub zu sein. »Bald«, so hatte mit tiefer Stimme sein Vater gesagt, »wirst du ein großer Bursche, und Mamale und ich wollen stolz auf dich sein. Du bist unser Einziger, der große Gott möge dich segnen und behüten!« Sein Vater, ein Riese von einem Mann, hatte in der Leopoldstadt eine koschere Fleischerei. Mamale sorgte fürs Haus und war eine gute Hausfrau, die jeden Groschen dreimal umdrehte, bevor er ausgegeben wurde. Mit seinem Freund Moritz ging er im nahen Prater stundenlang spazieren. Moritz war bald verstorben. An Lungenentzündung, oder doch nicht? So hatte es Herbert Reisenbaum mir erzählt. Ich verstand den Sinn der Geschichte nicht.

Schwester Renate kochte vor Wut, sooft sie an diesem »Judenkerl« vorüberging. Dieses »Schwein« hatte damals das Führerbild zerschlagen. Als sie ein drittes Mal an diesem »miesen Typen« vorüberging, rutschte ihr die Hand aus und sie gab dem Buben einige kräftige Ohrfeigen.

Reisenbaum war vorerst schockiert. Dann aber lächelte er. Da brüllte die Erzieherin: »Mit dir, du Judenbub, werden wir auch noch fertig. Mein Mann und viele deutsche Soldaten frieren sich in

Rußland halb tot, opfern sich für die Heimat und du frißt dich in der warmen, guten Stube an. Aber warte Bürschchen, bald werden andere Saiten aufgezogen!« Reisenbaum lächelte nach wie vor.

Es war gegen zwei Uhr nachmittags, als die Zöglinge in den Schulpavillon zu einer Weihnachtsfeier befohlen wurden.

Die Buben munkelten von einer guten Jause: Kakao und Kuchen! Ich wußte nicht, warum diese Weihnachtsfeier vorverlegt worden war. Ein Gerücht schwirrte im Heim herum. Die Russen seien schon bis Ungarn vorgerückt und einige Stoßtrupps stünden gar schon an der ostmärkischen Grenze. Doch mich interessierte, wie wahrscheinlich die meisten meiner Mitzöglinge, die bevorstehende Jause mehr als alles andere.

Nun, die Weihnachtsfeier übertraf meine Erwartungen. Zum ersten Mal in meinem Leben bekam ich Schokolade. Ich roch an dieser kleinen Tafel. Es fiel mir unsäglich schwer, mich zu beherrschen und diese blau verpackte Köstlichkeit nicht auf einen Sitz aufzuessen. Immer wieder führte ich die noch verpackte Süßigkeit vor meine Nase. Bis gegen Abend hielt ich stand, aber vor dem Schlafengehen löste ich sie aus ihrer blauen Schleife und dem herrlich glitzernden Stanniolpapier und legte beides fein säuberlich in mein Nachtkästchen. Langsam genoß ich diese Gaumenfreude.

Während wir unsere Feier abhielten, uns freuten und aus vollem Herzen lachten, stand mein Freund Herbert Reisenbaum vor dem Pavillon 18 in eisiger Kälte Strafe. Warum, wußte weder er noch sonst jemand.

Der Herr Direktor des Heimes hielt eine zündende Ansprache, deren Inhalt nur so von germanischen Bräuchen – Julfest und dergleichen – strotzte. »Das Licht, das nun bald wieder mehr und mehr zu uns kommt«, so schilderte er mit geschwellter Brust, »ist das Symbol für die Überwindung der Nacht und aller finsternen Mächte. Unser über alles geliebter Führer Adolf Hitler wird uns zum Endsieg führen. Er wird uns den ewigen Tag eines großdeutschen Reiches schenken. Aber ihr, die Zöglinge hier, müßt euch bewußt werden, welche Opfer dieser Endsieg verlangt. Es muß euch klar werden, wie gut ihr hier lebt, während unsere tapferen Soldaten in Eis und Schnee unter härtesten Bedingungen für unsere Heimat kämpfen.«

Als der Direktor seine Ansprache beendet hatte, standen wir alle auf und riefen dreimal: »Heil Hitler«. Nur einer, ein »Neuer«, blieb sitzen und rülpste laut.

Der Direktor warf dem sitzengebliebenen baumlangen Kerl einen strafenden Blick zu. Wir Zöglinge waren entsetzt, und die meisten der anwesenden Erzieherinnen bekamen einen hochroten Kopf, der nicht nur von dem überheizten Festraum der Sonderschule kam.

Der »Neue« war Karl Zisel. Einer, der von einem ausgebombten Erziehungsheim zu uns überstellt worden war. Als wir singend zu unserem Pavillon marschierten und die Krähen aufgeschreckt davonflogen, merkte ich, wie der »Neue« seelenruhig Schneebälle warf. Ich fühlte mich zu diesem Typ hingezogen. Seine lockere Art ließ mich schmunzeln. Endlich, jubelte es in mir, einer, der sich nicht duckt und den Erzieherinnen das Leben schwer macht.

Vor dem Pavillon angekommen, sahen wir einen blaugefrorenen Jungen zitternd stehen. Die Kälte hatte dem armen Reisenbaum sichtlich zugesetzt. Schnurstracks ging Zisel auf den Frierenden zu, gab ihm ein Stück Schokolade und fragte vor den Erzieherinnen: »Mensch, was ist los, du holst dir hier noch den Tod, wenn du noch länger in der Hundekälte stehen bleibst!«

Kaum, daß Zisel ausgesprochen hatte, kam auch schon eine Erzieherin und wollte ihn schlagen. Er fing aber ihre Hände ab und schrie laut: »Nicht so hastig. Der Krieg ist bald aus und dann spucken solche wie du«, damit meinte er die Erzieherin, die ihn schlagen wollte, »andere Töne. Die Russen sind da nicht zimperlich!«

Wütend stand die Erzieherin vor diesem frechen Kerl, drehte sich blitzschnell um und befahl in schrillum Ton: »Alles auf den Gang, in Reih' und Glied aufstellen und eine Stunde Strafe stehen!« Bald nach diesem Vorfall sah ich meinen Freund Reisenbaum in der Teeküche etwas Warmes schlürfen.

Ordnung und Sauberkeit

Jeder Tag verlief nach einem strengen Zeremoniell: Um sechs Uhr früh Betten bauen, so nannte man das Betten-Machen, dabei wurde von der jeweiligen diensthabenden Erzieherin gezählt. Bei »Zwanzig« mußte das Leintuch faltenlos gespannt sein, bei »Vierzig« die Decke tadellos über das Leintuch gelegt werden. Und bei »Sechzig« das frischgemachte Bett samt zusammengeräumtem Nachtkästchen den strengen Blicken der Erzieherin standhalten können.

Die Erzieherin, am Ende des Schlafsaales stehend, prüfte, ob die Betten linealgerade ausgerichtet waren. Die Decken mit der Aufschrift »Spiegelgrund« mußten genau, im Mittelgang leserlich, fünfzehn Zentimeter umgeschlagen sein. Auf den eisernen, braunen Nachtkästchen hatte an der rechten äußeren Kante der Zahnputzbecher samt Bürste zu stehen. Das Handtuch, auf die Größe fünfundzwanzig mal fünfundzwanzig gefaltet, mußte in der mittleren Unterteilung des Nachtkästchens liegen. Ganz unten hatten die Haus- und Straßenschuhe, tadellos geputzt, mit geöffneten Schnürriemen, ihren Platz.

Ich hatte nicht nur einmal erlebt, wie die Erzieherinnen das frischgemachte Bett wieder aufrissen. Da half kein Heulen. Im Gegenteil, wer sein Schicksal ruhig ertrug, kam stets mit geringer Strafe durch. Im Waschraum ging ebenfalls alles unter Abzählen vor sich. Diese militante Hast machte es mir oft unmöglich, mich am Morgen zurechtzufinden. Wir waren Getriebene. Wir mußten lernen, mit der Zeit hauszuhalten und unsere Wünsche einfach zu vergessen. Wer da nicht mitkam, war bald geschafft. Einige, die immer jammerten oder auch wirklich nicht mehr mit dieser Antreiberei Schritt halten konnten, kamen auf eine Sonderabteilung. Auffallenderweise starben viele dieser armen Kerle an Lungenentzündung. Lungenentzündung war also die Staatskrankheit des Dritten Reiches.

Mit geradezu sadistischen Methoden wurden uns Sauberkeit und Ordnung beigebracht. Wer sich nicht ordentlich wusch oder seine Schuhe mit einem schmierigen Lederfett nicht auf Hoch-

glanz brachte – Schuhpaste gab es damals keine – wurde von den Erzieherinnen an den Brustwarzen gepackt und hochgezogen.

Knapp vor Weihnachten, in der Sprache der Nazis das Julfest, brach die Reinigungsseuche aus. Eines Nachmittags mußten einige Kinder mit heißem Wasser und Schmierseife die Ölwände am Gang reinigen. Zwischen dem rechten und dem linken Teil des Pavillons war eine Doppeltür, die nur die Erzieherinnen aufsperrten konnten. Nur bei diesem Reinemachen waren die Türen nicht abgesperrt.

Die Kinder holten sich heißes Wasser aus der Teeküche, um damit ihre Arbeit auf dem Gang zu verrichten. Plötzlich ein ohrenbetäubender Schrei: ein Zögling war mit einer Schüssel siedend heißem Wasser beim Aufstoßen der Tür mit einem Mitzögling zusammengestoßen. Die beiden hatten nackte Oberkörper, um ihre Hemden nicht zu verunreinigen. Die Angst vor der Strafe war allgegenwärtig. Die Haut der armen Kerle war von bis zu faustgroßen Brandblasen überzogen.

Es war ein kalter Wintertag, die Sanitäter mußten beim Abtransport ins Spital die beiden Buben mit Decken vor der Kälte schützen. Bei der Berührung mit den Decken schrien sie vor Schmerzen auf. Die Reaktion der Erzieherinnen war: »Nur dummen Kindern kann so etwas passieren«.

Karl Zisel sagte vieles. Für mich war es besser, manches nicht zu hören. Er schimpfte auf die Erzieherinnen und ließ auch sonst an dem Heim kein gutes Haar.

Badetag

Die meisten Erzieherinnen waren an die dreißig, manche auch erst um die zwanzig Jahre. Logischerweise bekam da ein sechzehnjähriger Junge, wie Zisel es war, gewisse Gefühle. Ich, ein zehnjähriger Bub, sah die Dinge noch ganz anders. Für mich waren die Erzieherinnen böse Luder.

...

Es war ein Badetag. Eine von den wöchentlichen »Saubermachübungen«, und zwar splitternackt vor den Erzieherinnen. Alle Zöglinge zogen sich aus. Nur einer blieb angezogen. Er schaute gelangweilt diesem komischen Badebetrieb zu. Machte nicht die geringsten Anstalten, sich auszuziehen und sich unter eine der vielen Brausen zu stellen.

»Na, Zisel, brauchst du eine Extra-Einladung?« rief die Erzieherin Renate Krämer dem baumlangen Kerl zu. Der aber grinste unverschämt und gab seelenruhig zur Antwort: »Ich werde mich dann nackt ausziehen und baden, wenn wir Burschen unter uns sind!«

Die Krämer schrie mit aller Lautstärke: »Bade dich, sonst setzt es was!« Zisel grinste und zog sich nicht aus. Als sie ihn unter Androhung von Schlägen aufforderte, das Bad zu verlassen und sich beim Direktor zu melden, drehte Zisel durch. Er wußte: eine Meldung beim Direktor bedeutete schwere Strafen und die »Sonderbehandlungsinjektionen«, die fürchterliche Krämpfe hervorriefen.

Er stürzte sich auf die Verblüffte, die überrascht und völlig hilflos den Attacken des Rasenden ausgesetzt war. Die anderen Zöglinge machten große Augen oder grinsten schadenfroh. Wie aus dem Erdboden gewachsen, stand plötzlich der Oberarzt im Baderaum, hinter ihm ein Pfleger, ein Bär von einem Mann. Der sah den Tobenden, packte ihn bei den Schultern und warf ihn zu Boden. Alles ging blitzschnell. Keiner von uns Zöglingen wagte auch nur einen Muckser.

Kurt Zisel wurde weggebracht. Wochen hörten wir von ihm nichts. Keiner von uns wagte, nach seinem Verbleib zu fragen. Die Angst vor dem Pfleger mit den Boxerhänden war uns in die Knochen gefahren.

Eines Tages kam Zisel beim Mittagessen in den Essensraum, setzte sich still und artig nieder. Er verschlang gierig sein Essen. Keiner von uns redete ihn an, und er schwieg wie ein Grab. Auch mein späteres Bemühen, mit ihm Freundschaft zu schließen, schlug fehl. Er starrte oft stundenlang vor sich hin. Er folgte den Erzieherinnen aufs Wort. Seine Augen waren glanzlos. Jeder Funke Rebellion war in dem einstigen Rebellen erloschen.

Der Oberarzt und der »Judenbub«

Lieber, unser allesgeliebter Bub!

Der gnädige Gott möge Dich immer behüten und beschützen. Ebenso bitten wir den ewigen Gott, er möge Dir diesen Brief sicher zukommen lassen. Vater und ich gehen auf eine große Reise. Irgendwo ist unser Ziel. Alle Straßen führen zu Gott. Wir haben das Geschäft aufgelassen und fahren mit anderen unserer Gemeinde weit weg.

Es war doch gut, daß der Oberarzt Dich im Heim haben wollte. Er sagte, so bist Du unter seinem Schutz, gut aufgehoben und in Sicherheit. Glaube uns, alles, was wir taten, geschah in bester Absicht. Gott, verzeih uns, wenn wir falsch gehandelt haben.

Die Familie Engers ist auch bei uns; Du weißt schon, die mit dem Papiergeschäft und den guten Zuckerln. Mein Gott, wie haben die um Dich gefragt. Tausend liebe Grüße von ihnen. Und sie hoffen, Dir bald wieder Zuckerl schenken zu können. In unserer Gasse ist es ruhiger geworden. Nach und nach fuhren viele aus unserer Gemeinde weg. Der Rabbi meint: Bald wird er allein und ohne Gemeindekinder sein. Aber ich glaube, der übertreibt. Lieber Bub, das Lastauto für unsere große Reise nach Irgendwo steht schon unten und die Herren warten schon. Aber diesen Brief schreib ich noch zu Ende. Egal, was um uns geschieht.

Lieber Bub, sei immer brav, mach es so, wie Du es vor Deinem Gewissen verantworten kannst. Vor allem, rede nicht viel und überlege, was Du tust. Bleibe den Ansichten Deiner Eltern treu, halte die Tradition in Ehren. Was auch geschieht, unser Gott wird uns nie verlassen. Du weißt schon, was Dich unser guter Rabbi Levi lehrte: »Höre auf Deine innere Stimme und Du hörst den Allmächtigen.« Noch eines. Die Herren, die uns abholen, sagen, wir fahren in des Führers Paradies. Aber wir bezweifeln, daß es für uns Juden hier auf Erden ein

Paradies überhaupt gibt. Nun, was auch kommen mag, wie gesagt, das Geschäft ist verkauft und mit dem Geld mußten wir die große Reise bezahlen. Hebe den Brief gut auf. Jedesmal, wenn Du ihn liest, bist Du bei uns, unser herzlichster Bub. Nun müssen wir aber den Brief enden, die Herren drängen schon zum Gehen.

Verstehe uns, liebe uns, so wie wir Dich immer liebten und lieben.

Schalom – Deine Eltern,
Mamale und Vaterle

Nicht einmal, nicht zweimal, nein, dutzendmal las Herbert Reisenbaum diesen Brief, bevor er ihn mir zu lesen gab. Er ahnte, welch weite Reise seine Eltern antreten mußten. Er konnte jetzt nicht weinen. Der Haß überwog alles.

Am meisten bedrückte es ihn, daß sein Leben in den Händen des Oberarztes lag. Als er sich seiner fatalen Situation immer bewußter wurde, bat er die Erzieherin, den Oberarzt sprechen zu dürfen. Um dies auch sicher zu erreichen, klagte er über Übelkeit. Eigentlich war den Erzieherinnen das Wohl solch eines »Judenbuben«, wie er es war, mehr als egal; aber sie wußten: der Oberarzt hatte da so seine besonderen Schützlinge.

Widerwillig ging die Erzieherin mit Reisenbaum zum Oberarzt. Gemütlich saß der Arzt im Sessel und schaute durch seine Brille den »Schützling« an. Der Bursche stand stramm. Hände an der Hosennaht. Augen geradeaus. Der Oberarzt wußte, wer vor ihm stand. Seine Gedanken bewegten sich zwischen Haß und medizinischem Interesse.

Da war ein kluger, vierzehnjähriger Bub. Was mochte wohl hinter dieser klaren Stirn, um die sich schwarze Locken krausten, vor sich gehen?

Nun, er hatte auch noch andere Überlegungen. Wenn der Endsieg nicht kommt ... dann, ja dann wäre dieser »Judenbub« ein guter Beweis für seine humane Gesinnung. Und seine Forschertätigkeit konnte ihm doch keiner übelnehmen. Die Menschheit kommt nun einmal ohne Experimente nicht gut aus. Besser, Debile und rassistisch Minderwertige dienen dieser Forschung, als gesundes Volksgut.

Der Oberarzt dachte an manches. Dieser Bub mußte am Leben bleiben. »Nun, was willst du? Ich habe wenig Zeit!«

Reisenbaum hüstelte ein wenig; als er die ungehaltenen Blicke des Arztes merkte, sagte er: »Verzeihen sie, Herr Doktor, mir ist nicht schlecht. Überhaupt nicht.«

Der Oberarzt wurde etwas erregt. »Dir ist nicht übel. Du kommst nur so, um mich aufzuhalten. Lügen, Lügen und wieder Lügen sind die ehrlosen Mittel deiner Rasse. Ach verschwinde, geh', ehe ich die Geduld verliere!«

Reisenbaum setzte alles auf eine Karte und ergriff neuerlich das Wort. »Ich habe aus einem Brief meiner Eltern erfahren, daß sie, Herr Doktor, mich in Obhut genommen haben. Ich wollte ihnen für ihre Güte nur danken. Denn Juden ...«

»Ist schon gut, kein Selbstmitleid. Was ich versprochen habe, halte ich auch!«

Dabei erinnerte er sich an seine Studienzeit. Damals hatten ihm die Reisenbaums Geld geliehen. Er hatte in Untermiete gewohnt, und Geld war für ihn eher ein Fremdwort gewesen. Erst später kam er in nationale Studentenkreise, wo man ihm, dem politisch gelehrigen Schüler, half, wo es nur ging. Die Promotion fand unter Beteiligung seiner treuen, nationalen Kollegen statt. Sein Aufstieg begann. Rascher als er je gedacht hatte, konnte er hier am Spiegelgrund als Oberarzt seine Tätigkeit auf dem Spezialgebiet Gehirnforschung aufnehmen.

Die Reisenbaums waren aus seinem Bewußtsein gedrängt. Doch eines Tages tauchte die Mutter dieses Jungen auf und bat ihn, ihr Kind vor eventuell kommenden Gefahren zu schützen. Es war ihm mehr als peinlich, daß diese alte Jüdin mit einer solchen Forderung an ihn herantrat. Er dachte sogar kurz daran, sie abführen zu lassen. Die Gestapo hätte sie liebend gerne in die Arme genommen. Doch eine innere Stimme sagte: »Tü es nicht, wer weiß?« Also forderte er, etwas milder gestimmt, den Buben auf: »Setz dich und erzähle, wo dich der Schuh drückt!«

Reisenbaum glaubte, sich verhöhrt zu haben. Einen solchen Ton hatte er hier noch nie vernommen. Er begann, von der Quälerei durch die Erzieherinnen zu reden. Von der Angst, die ihn nachts überfiel.

Der Oberarzt hörte zu. Er wußte, daß dies zur Methode dieses Erziehungsheimes gehörte, das eben deshalb den Status einer Sonderanstalt hatte. Alle Akten gingen durch seine Hände. Niemand wußte besser als er über die Kinder hier Bescheid. Er hörte und hörte auch nicht. Das Leid dieses Buben rührte ihn nur scheinbar.

»Gut, Junge«, unterbrach er den Erzählenden. »Ich werde schauen, was sich machen läßt. Erholungsheim sind wir halt keines, und ich rate dir, halte dich mit deiner Jammerei zurück, auch ich bin nicht der liebe Gott, verstanden?« Reisenbaum hatte nur zu gut verstanden.

Dann rief der Oberarzt eine Erzieherin ins Ärztezimmer. Mit besonderer Eindringlichkeit legte er ihr nahe, diesen Jungen besser zu behandeln. Und wenn er ihn zu sehen wünschte, müßte dieser Zögling sofort zur Stelle sein. Die Erzieherin sagte nur »Ja wohl« und ging erstaunt mit dem Zögling Herbert Reisenbaum in den Pavillon 18 zurück.

Besuchstag

Ich liege mit offenen Augen im Schlafsaal. Oben an der Decke, in der Mitte des Plafonds, eine blaue Notbeleuchtung. Es ist Krieg. Der totale Krieg. Goebbels hatte ihn ausgerufen, und die meisten Deutschen schrien: »Wir wollen ihn!«

Ich wurde nicht gefragt. Ein kleiner Bub in der Erziehungsanstalt hatte nur zu gehorchen. Das furchtbare, ins Mark dringende Geheul der Sirenen, die einen Fliegeralarm ankündeten, machte mich nervös und gereizt. Ein starker stechender Schmerz war in meinem Magen zu verspüren. Die Angst ließ mich nicht durchatmen. Meine Hände waren voll Schweiß. Oben in der sogenannten »Ökonomie« am Gallitzinberg standen die Scheinwerfer und die Flaks, und hier im Bett lag ich und erlebte das Grauen in seiner furchtbarsten Art. Ich hörte die Atemzüge meiner Mitzöglinge. Doch ich lag wach vor Angst. Ich erwartete schon das Geheul dieser wahnsinnig machenden Sirenen.

Ich starrte in die blaue Notbeleuchtung, und da erschien, aus dem Licht tretend, meine Mutter. Mutter, welch ein Wort! Für mich waren es nur sechs aneinander gereihte Buchstaben. Sie sprach mit mir. Erzählte mir, wie sie mich liebe. Ihre Augen waren weit geöffnet und gaben ihre Seele frei. Lichte helle Punkte zogen an ihr vorüber. Sie lächelte und wollte mich ergreifen. Ich zuckte mit den Händen zurück. Das Licht war jetzt nur blau und sonst nichts. Ich fühlte mein Herz rasen. Die Angst hatte mich eingeholt, und meine Mutter mich verlassen.

Der Morgen kam, der graue Heimbetrieb nahm seinen Verlauf. Es war Besuchstag.

Die Erzieherinnen hatten es gekonnt verstanden, den Besuchern ein schönes Kinderheim vorzuführen, sowie man Flitter vor Augen streut. Immer wieder gab es diese idiotischen Redensarten, wie zum Beispiel: Kinder sind Quälgeister, Aufschneider, Lügner, Geschichtenerzähler und vor allem launenhaft. Immerhin sei es, so beteuerten die Erzieherinnen im Brustton höchster Überzeugung, Krieg – und da hieße es, Opfer zu bringen. Den Kindern fehle es an nichts. Natürlich könne nicht mit Luxusessen aufgewartet werden, wie im Frieden. Diese und ähnliche Argumente

brachten auch den kritischsten Besucher zum Schweigen – auch meinen sonst sehr sprachgewandten Vater.

Als mein Vater ging, preßte ich meine Stirn an das Gitter vor dem Fenster. Alle diese verlogenen Worte zogen an mir vorbei und versetzten mich in eine traurige Stimmung. Ich kam mir wie ein Vogel im Käfig vor. Ich suchte vergebens nach Liebe.

Mich ekelte, wenn ich die Redewendung »Mein lieber Sohn« hörte. Ich bekam Bauchschmerzen, eilte aufs Klo und heulte. Immer wieder hörte ich die unüberlegten Worte meines Vaters: »So schlecht ist es hier auch nicht!«

Eingesperrt werden und noch die dümmsten Redensarten anhören müssen, nein, das war zuviel. War das nicht Grund genug, sich von diesem Leben zu verabschieden? Ein kurzes Adieu und dann ewiges Freisein. Waren die Tagträume nicht angetan, meine Gedanken in diese – mir neue – Richtung zu lenken? Es gefiel mir, mir die Gesichter der Erzieherinnen vorzustellen, wenn ich ... Aber war es auch so? Würde mich wirklich jemand vermissen? Wem würde also diese Tat nützen? Würden meine Mutter oder mein Vater um mich weinen?

Der Bettnässer

Der Schlafsaal war wieder einmal von stechendem Uringestank erfüllt. Diese Bettnässer waren eine Sorte von Zöglingen, die sowohl bei den Erzieherinnen wie bei den Mitzöglingen auf Ablehnung stießen. Kein Quentchen Mitleid wurde ihnen zuteil. Es waren die Aussätzigen des Heimes. Mit einem Wort, die Bettnässer waren »das Allerletzte«.

Dieser Sorte gehörte ich nicht an, wohl aber mein linker Bett-nachbar. Der blasse, immer stotternde Martin war so ein armer Teufel. Ich sah in meiner ganzen mehrjährigen Heimzeit diesen Buben nie fröhlich. Er döste stets im Tagtraum dahin, machte seine Schulaufgaben höchst schlampig und war stets bereit, anderen zu dienen. Ein richtiger »Arschkriecher«, wie wir solche Typen nannten.

Seine Hauptbeschäftigung war Essen. Seine Mutter war als Köchin im Heeresspital beschäftigt – das war eine nie versiegende Nahrungsquelle. Zu den Besuchstagen kam sie keuchend, schwitzend und vor allem immer heulend zu ihrem Martin.

Die beiden gaben ein sonderbares Bild ab. Die Mutter weinte, daß ihr die großen Tränen nur so über ihr Vollmondgesicht rollten, und Martin verschlang ungerührt Berge von Fressalien. Alle Liebe dieser Frau galt ihrem Buben, ihrem »Herzerl«, wie sie ihn kosend nannte. Wir Buben lachten über solche Dinge. Für uns war dieser Martin ein geeignetes Objekt, unsere oft sehr bösen Späße anzubringen.

Martins Bett verbreitete einen widerlichen, scharfen Uringestank. Aha, dachte ich, jetzt ist es wieder einmal soweit. Ich sprang aus meinem Bett und rüttelte den armen Kerl mit aller Gewalt wach. Das verursachte natürlich Lärm. Das für Martin Unheilvolle nahm seinen Lauf. Die anderen Zöglinge wachten nach und nach auf, sahen die Bescherung und verzogen bei dem entsetzlichen Uringestank ihre Nasen. Und wie auf ein Signal ging es los. Sie zerren den weinenden und um Mitleid winselnden Martin aus dem Bett, prügelten ihn nach Strich und Faden. Zu guter letzt hingen sie ihm sein angepißtes Leintuch um. Es kam noch ärger. Die diensthabende Erzieherin hörte den Lärm, kam in den

Schlafsaal und sah, was sich da abspielte. Sie stellte den nervlich zerrütteten Martin samt durchnäßigtem Leintuch, das sie über seinen Kopf geworfen hatte, in die Abstellkammer. Sie sperrte ab und ließ den armen Kerl bis zum Morgen dort drinnen.

Nach dem Frühappell und dem üblichen morgendlichen Abzählen der Kinder brachte die Erzieherin Martin zu uns in den Schlafsaal. Der Bub konnte sich kaum auf den Beinen halten. Die Nässe auf dem Leintuch war schon eingetrocknet. Dann beorderte die Erzieherin »für das Schwein«, wie sie das hilflose und seelisch kranke Kind bezeichnete, zwei Buben zum Reinigen. Ich empfand Abscheu vor der Erzieherin und vor mir selbst. Ich schämte mich in Grund und Boden, bei einem solchen »Spaß« mitgemacht zu haben.

Ein selbstzerstörerischer Haß fraß sich in meine Seele. Doch ich war ein elfjähriger Bub. Meine Ohnmacht gegenüber diesem System war groß, ohne die Möglichkeit, etwas ändern zu können. Ich nahm mir jedenfalls vor, mich an solchen Gemeinheiten nicht mehr zu beteiligen.

Das Wesentliche an der nationalsozialistischen Erziehung war der blinde Gehorsam. Alles war bis ins kleinste Detail auf dieses Endziel ausgerichtet. Der Mensch, so die offizielle Version, war nur ein Rädchen im großen Getriebe. Der heroische Teil der Geschichte wird von elitären Menschen gemacht. Die Masse ist dumpf und stumpf. Ihre wesentlichen Interessen beschränken sich auf Essen, Liebeslust und Vergnügen seichtester Art. Der idiotische Mensch ist ein unnützer Esser. Einer, der dem gesunden Volkskörper nur schadet und daher entfernt werden muß. Schon in der Schule wurde uns eingetrichtert, im Tierleben gelte nur das gesunde Ausleseprinzip. Kranke und Schwache, eben Lebensuntüchtige, werden selektiert und getötet, um das Gesamte zu erhalten.

Natürlich waren uns Buben die Zusammenhänge nicht klar. Wir hatten nur Ahnungen, und die behielten wir lieber für uns. Jeder von uns wußte aber von der schrecklichen Möglichkeit, in eine Sonderabteilung zu kommen.

Es war ein wunderschöner Vorfrühlingstag. Die Luft war mild, wir Zöglinge durften in den Park vor dem Pavillon. Ich hatte den Eindruck, daß sich die Lage gebessert hatte. Die Forsythiensträu-

cher zeigten zaghaft erste Knospen. Der Winter schien besiegt zu sein. Die Natur zeigte sich von der schönsten Seite.

Der immer blasse Martin, der unglückselige Bettnässer, spielte mit anderen Buben auf einem Sandhaufen. Burgen, Tunnels und Häuser entstanden. Wir waren beschäftigt. Die Erzieherinnen saßen unweit auf einer Holzbank und plauderten. Ein Bild des Friedens, zu schön, um wahr zu sein. Ich grub mit einem Buben einen Tunnel, als ein anderer Junge Martins Sandburg mit einem gezielten Faustschlag zertrümmerte. Doch diesmal kam nicht das erwartete Geheul. Er schaute ein paar Sekunden auf sein zerstörtes Werk, stand auf und ging weg. Ich staunte. So etwas hatte ich mir eigentlich nicht erwartet.

Nach einer Weile kam Martin zurück, warf sich auf den spielenden Buben, der ihm seine Sandburg zerstört hatte, und stach mit einem langen Brotmesser auf den Ahnungslosen ein. Alles geschah so blitzschnell, daß die Erzieherinnen vorerst nichts merkten. Doch die anderen Kinder schrien auf und rannten davon. Martin ließ das Messer aus seiner rechten Hand gleiten, blieb ungerührt stehen und ließ sich, ohne eine Spur von Regung, von den Erzieherinnen wegbringen.

Beim darauffolgenden Mittagessen war der Platz, wo sonst Martin saß, leer. Beim Abendessen war es nicht anders. Auch sein Bett blieb unbenützt. Wir freuten uns, den Bettnässer los zu sein. Den Rest meiner Heimzeit hörte und sah ich Martin nicht mehr. Jeder Frage nach seinem Verbleiben stellten die Erzieherinnen eisiges Schweigen entgegen.

Hunger

Solange ich mich zurückerinnern kann, war das Essen für mich Thema Nummer eins. Hunger, der immer ungestillte Wunsch, einmal nur nach Herzenslust essen zu können. Dabei waren meine Wünsche beim Essen nicht hoch geschraubt. Ich wäre schon zufrieden gewesen, einen Wecken Brot auf einen Sitz aufessen zu können. Die Freiheit und der Hunger waren die Hauptgespräche von uns Zöglingen.

Am Morgen gab es eine schwarze Brühe und eine dünne Scheibe Brot, zur Jause meist einen Apfel. Zum Mittagessen war die Suppe meist gewürztes Wasser, die Hauptspeise bestand in der Hauptsache aus Erbsen und Grießnudeln. Vor den letzteren graut mir noch heute. Fleisch gab es einmal im Monat als Haschee. Nur zu den hohen Feiertagen gab es richtiges Fleisch. In den knapp zwei Jahren, die ich am Spiegelgrund verbrachte, gab es zweimal faschierte Laibchen mit Erdäpfeln. An Führers Geburtstag ein Stück Mehlspeise oder eine kleine Schale Pudding.

Bei den geringfügigsten Vergehen wie Schwätzen oder der Erzieherin widersprechen gab es drei bis vier Tage Essensentzug. Nur wer gekonnt und vor allem ausdauernd die Erzieherin um Verzeihung bat, wurde von dieser spürbaren Pein des Hungers erlöst.

Fürs Essen taten die meisten alles. Hunger tut weh, und wir waren Kinder, deren Wachstum Nahrung dringend benötigte. Ja, es war Kriegszeit. Auch die Menschen außerhalb des Spiegelgrunds mußten sich sehr einschränken. Die Lebensmittelrationen reichten kaum aus, um den ärgsten Hunger zu stillen. Doch in der Erziehungsanstalt wurden die knappen Essensrationen als zusätzliches Mittel eingesetzt, um uns vollkommen gefügig zu machen.

Wie oft hörten wir von den Erzieherinnen: »Die deutschen Soldaten müssen mehr Opfer bringen als ihr. Sie liegen in eisigen Schützengräben, während ihr schlimmen Kinder in warmen Betten schlafen dürft!«

Es war ein Tag in der Sonderschule, der sich ganz gewöhnlich anließ. Ich saß in der zweiten Reihe, neben mir Herbert. All unsere Aufmerksamkeit war auf ein begehrtes Objekt auf dem Lehertisch gerichtet. Wohlstandsbürger von heute könnten niemals

eine solche Empfindung für ein Butterbrot aufbringen. Doch wir, Herbert, Lois, Markus, Robert, oder wie wir alle hießen, blähten unsere Nasenfügel weit, um ja den Duft solch einer Köstlichkeit einatmen zu können. Wir Kinder aus einer Erziehungsanstalt des »Tausendjährigen Reiches« wußten nur zu sehr den Wert eines Butterbrotes zu schätzen.

Frau Grüner merkte als erfahrene Lehrerin, daß in der Klasse Unruhe aufkam. Sie hatte zu viel in ihrem Leben durchgemacht, um nicht auch diesen Heimbetrieb zu durchschauen. Sie gab sich nach Vorschrift, nüchtern und sachlich. Doch sie war auch eine Frau, und vor ihr saßen Kinder. Und sie wußte trotz zur Schau gestellter gegenteiliger Haltung, daß Kinder in erster Linie Liebe brauchen.

Jeden Tag, wenn sie von zu Hause wegging, betete sie: »Lieber Gott, gib mir die Kraft, alles durchzustehen. Und vor allem: Laß' mich ein Mensch sein!« Ihr Mann war im Rußlandfeldzug gefallen, ihr Sohn in Afrika vermißt. Sie verdammte jene Generäle, die nicht den Mut aufbrachten, einem großenwahnsinnigen Tyrannen eine Kugel zu verpassen.

Als Hitler in Wien einzog, hatte sie wie Hunderttausende ihre Hand zum »Sieg Heil« gestreckt. Ihre Stimme überschlug sich beim Schreien nach dem über alles geliebten Führer.

Ja, ihre Eltern waren Deutschnationale gewesen, eingenommen für Schönerer. Ihr Vater, ein altgedienter Offizier der k. und k. Armee, war von einem Ehrgefühl beseelt, das die heutigen Parvenus nicht kannten. Juden waren zwar nicht gerade die Lieblinge der Familie Grüner, aber an ihre Ausrottung dachte niemand. Gott, man hatte so seine (Vor-)Urteile. Man redete über Dinge, die man im Grunde gar nicht verstand. Dieser Reisenbaum hier weckte in ihr Erinnerungen an eine Schulkameradin, Else Scharer, eine glühende Sozialdemokratin. Ein junges Mädchen, das sich für seine Ideen hätte verteilen lassen. Mit Grausen erinnerte sie sich, wie eben diese Scharer gemeinsam mit ihren Eltern auf der Straße Antinazi-Parolen abschrubben mußte. Der Vater war Zahntechniker, die Mutter Fürsorgerin. Viele, sehr viele Wiener fanden diese Art der Beschäftigung für das sogenannte Judengesindel angebracht und sehr belustigend. Else Scharer wurde zu-

sammen mit ihren Eltern in ein Lager gebracht. Seitdem hatte man von den Scharers nichts mehr gehört.

Es tat ihr leid, daß Herbert Reisenbaum genötigt wurde, sich zu erniedrigen – auch vor ihr.

Ein kleiner, blasser Bub, der immer im Unterricht dahindöste, erregte ihr besonderes Mitgefühl. Sie rief ihn zu sich, vor zum Lehrertisch, und gab ihm das so begehrte Butterbrot. Doch da hatte sie etwas heraufbeschworen! Kaum, daß der kleine schwache Kerl das Brot in seinen zittrigen Händen hielt und zu seinem Platz zurückkehren wollte, fielen die Größeren über ihn her, und nach Sekunden stand der Ärmste heulend mit leeren Händen da. Sie war von diesem Geschehen so erschüttert, daß sie die Klasse verließ und am Gang ihren Tränen freien Lauf ließ.

Die Lehrerin

Alles im Leben der Clara Grüner schien vorgezeichnet. In ihrem Elternhaus hatte sie stets folgende Rangordnung zu beachten: Erst der Kaiser, der gütige Vater seiner Völker, dann der Vater und zu guter Letzt die Mutter. Sie wußte, daß der Adel sich aus seinen Träumen und nostalgischen Schwärmereien nicht lösen konnte. Viele dieser Menschen, voll Arroganz und Selbstüberschätzung, sahen nicht die Zeichen an der Wand. Es war zum Beispiel ihrem Vater unangenehm, daß seine Tochter mit einer Sozialdemokratin, und noch dazu einer Jüdin, Umgang hatte. Doch die Zeit ging weiter. Die Massenarbeitslosigkeit war ein treibender Faktor für den raschen Aufstieg eines Herrn Hitler. Aber nicht ausschließlich, nein, da half manch guter Bürger kräftig mit. Man wollte ins Geschäft kommen. Die Schornsteine mußten rauchen und der soziale Plunder mußte weg. Nun, dies alles erfuhr sie natürlich nicht in ihrem Elternhaus, nein, da wurden feingeistige Gespräche über Wagner geführt. Das erfuhr sie von ihrer Freundin Else Scharer. Scharer war das fleischgewordene Buch des Austromarxismus. Beinahe hätte die Scharer es geschafft, sie, das bürgerlich-nationale Mädchen, zu den Roten zu bringen. Ihre Eltern hätte der Schlag getroffen. Die Mutter hätte in größter Verzweiflung gerufen: »Heiliger Jesus, das Ende der Zeit ist gekommen!« Dabei kam die gute Mutter nie auf die Idee, daß eben dieser angerufene Jesus den Arbeitern viel näher stand als es die Reichen wahrhaben wollten.

Gut, das alles ersparte sie ihren Eltern. Und überhaupt einen, zwei oder gar drei Juden hätte sie noch hingenommen; aber die sozialdemokratischen Führer waren ja fast durchwegs Juden. Nein, das war ihr zuviel. Die kleine Scharer war furchtbar enttäuscht, als sich herausstellte: Ihre beste Freundin, die Grüner, nahm sie nicht ernst. Dann kam der Tag, an dem sich die Erde anders zu drehen begann. Millionen Arbeitslose, Ausgesteuerte in deutschen Landen hörten auf den neuen Messias. Die Hoffnungslosen, Betrogenen und vor allem das ruinierte Kleinergewerbe hielten sich an Adolf Hitler fest.

Das Gerede der sogenannten Demokraten, ihr ewiges Gefeil-sche um Posten und mehr Einfluß war einfach in eine kollektive Hoffnungslosigkeit gemündet. Nun, sie wurde Nationalsozialis-tin. Und das trotz Warnung der kleinen, gescheiten Scharer.

Jetzt, wo sie als Lehrerin in einer Sonderschule für sogenann-te »schwererziehbare Kinder« unterrichtete, sah sie den Endpunkt ihrer Schwärmereien. Es wurde ihr immer klarer: Man kann nicht vor sich selbst flüchten.

Es war gegen drei Uhr morgens und sie hatte immer noch nicht den erlösenden Schlaf gefunden. Zerschlagen starrte sie ins Dunkel und hörte das monotone Tropfen des Regens. Sie sah die Kinder der Sonderschule aus der Dunkelheit treten. Den Franz, den Wolfgang, den Norbert und den immer lachenden Fritz, der nicht ahnte, daß seine schweren Gehirnschäden ihn in die Hände des Oberarztes treiben würden. Und dann tauchte dieser Reisen-baum auf. Seine Augen waren wie Feuer, und der Zorn machte ihn stark.

Gerne hätte sie ihrem schon längst verstorbenen Vater das Leid all dieser Kinder erzählt. Zu spät. Der Tod ließ alles hinter sich, auch den Willen zur Aussprache. Reden, ja, mit jemanden sprechen können; doch in dieser gottverdammten Zeit, wo jeder jedem mißtraute, vergebliche Hoffnung ...

Wie gerne hätte sie der kleinen, klugen Scharer eingestanden, wie dumm ihre Entscheidung gewesen war. Und wie lächerlich ihre Abneigung gegen die Roten und Juden. Jetzt erst merkte sie, in welchen Irrgarten sie als verzogene Tochter deutschnationaler Eltern geraten war. Sie versuchte zu beten. Doch die Gedanken liefen kreuz und quer. Die Muster der Gedanken webten den Tep-pich ihrer eigenen Persönlichkeit.

Direktor Jelky saß, ohne auch nur eine Spur von Regung zu zeigen, an seinem pedantisch aufgeräumten Schreibtisch. Ein HJ-Dolch, mit der Spitze nach oben zeigend, diente als Briefbeschwe-rer. Ihm gegenüber Frau Clara Grüner, die Lehrerin aus der Son-dersschule. Schon an die zehn Minuten hörte er sich das Gerede einer rührseligen alternden Frau an. Nur der Umstand, daß ihr Mann gefallen und ihr Sohn vermißt war, ließen ihn eine gewisse Höflichkeit bewahren. Doch als die Gute auch noch einen Juden,

einen gewissen Herbert Reisenbaum, in Schutz nahm, war es mit seiner Geduld zu Ende.

Unwirsch und mit der Kälte eines Eisberges konterte er: »Ich glaube, Verehrteste, Sie vergessen, an welcher Schule Sie Ihren Dienst auszuüben haben. Und vor allem, um welche Kinder es sich da handelt. Natürlich, Sie sind Frau und Mutter, noch dazu eine, die ihren Sohn und Gatten für die große Sache des Führers geopfert hat. Sie zeigen Erbarmen für Kinder, eine edle Sache, doch bedenken Sie, es handelt sich um Geschöpfe, die entweder erblich schwer geschädigt sind oder aus schlechtem Elternhaus stammen. Beides Tatsachen, die im Interesse der Volksgesundheit geregelt werden müssen. Idioten, verzeihen Sie dieses harte Wort, sind keine Basis für ein gesundes Volk. Von ihrer eigenartigen Sympathie zu einem Judenzögling will ich gar nicht reden. Schwamm drüber.«

Er richtete sich bei seinen Ausführungen hoch auf. Spielte mit dem HJ-Dolch und grinste zu einer blonden Schreibkraft hinüber. Clara Grüner saß mit geballten Fäusten und schmalen Lippen und hörte sich mit größter Zurückhaltung die zynischen Redensarten des Direktors an. Doch dann überkam sie grenzenlose Wut und sie mußte antworten. »Um Kinder, und nur um solche handelt es sich hier. Ich als Mutter fühle den Schmerz einer Mutter um ihr Kind. So eine Mutter fragt nicht nach rassistischen oder sonstigen Überlegungen. Eine richtige Mutter liebt ihr Kind bis zur totalen Selbstaufopferung. Ich wollte nur eine Besserstellung für die Kinder erreichen; aber wie ich merke, bin ich hier am falschen Ort!«

Jelky spürte, wie ein Gefühl des Hasses sich seiner bemächtigte. Am liebsten hätte er diese Person hinausgeworfen. Sich vor ihm solche Frechheiten zu erlauben! Jetzt, wo das Reich im harten Kampf gegen seine Feinde lag, faselte diese blöde Gans über ihre Humanität!

»Ein Glück, daß Sie schon jahrelang Parteigenossin sind und, wie gesagt, Mann und Sohn für den Führer geopfert haben, sonst hätte ich den Telefonhörer abgehoben und die ...«. » ...Gestapo geholt. Das wollten Sie doch sagen, geschätzter Herr Direktor Jelky?« Jelky schwieg.

...

Es war unheimlich, um vier Uhr früh ein Pochen an ihrer Tür zu hören. Das ganze Stiegenhaus hallte wider von diesem Lärm. Schlaftrunken stand sie auf und öffnete benommen ihre Wohnungstür. Ihre Gedanken kreisten um den Hausmeister, der wieder einmal seine morgendlichen Späße absolvierte. Mit diesem frechen und herumschreienden Kerl stand sie schon lange auf Kriegsfuß. Der kümmerte sich mehr um das Privatleben der Hausparteien als um seine Hausmeisterpflichten. Ein schlechter Vertreter seines sonst umgänglichen Standes.

Als sie zwei baumlange Männer mit braunen Ledermänteln und dunklen Hüten vor sich sah, fuhr ihr der Schreck in alle Glieder. Das Weitere geschah so rasch, daß sie kaum ihre Gedanken ordnen konnte. Einer der Kerle, mit fleckennarbigem Gesicht und scharfkantigem Kinn, drängte sie zum Zusammenpacken ihrer Dokumente und etwaiger Toilettesachen. Der Hausmeister, der ja den Gestapoleuten hatte öffnen müssen, stand grinsend auf dem Gang. Er war sehr daran interessiert, durch sein lautes Gerede, sämtliche Hausparteien aufzuwecken.

Vier Uhr früh war für sie eine unmögliche Zeit. Sie war keine Frühaufsteherin. Sie liebte den Schlaf bis in den hellen Morgen. Erst so gegen acht oder gar neun Uhr früh war sie mit allen Sinnen aktiv. Noch dazu war heute Montag, ein Tag, den sie schon immer fürchtete. Ein Tag, der vom genüsslichen Sonntag abrupt in den grauen Alltag führt.

Unsanft wurde sie ins Stiegenhaus gestoßen und mit unnötiger Brutalität in ein schwarzes Auto gezerrt. Sie begann nachzudenken. Als die Angst wie eine böse Schlange in ihr hochkroch, betete sie leise. Sie versuchte, sich selbst zu finden. Jetzt nur nicht die Nerven verlieren. Den Bluthunden ja keine Chance geben. Es war ihr klar, wem sie diese morgendliche Tortur zu verdanken hatte. Aber sie tröstete sich mit dem Gedanken: Der Krieg könne nicht mehr lange dauern und Bestien wie dieser Direktor Jelky würden dann für ihre Untaten zur Verantwortung gezogen werden.

Sie hielten vor dem Hotel Metropol. Jeder in dieser Stadt wußte: Hinter dieser Fassade im Ringstraßenstil war jetzt der Ort der Hölle – die Gestapo.

Doch eigenartigerweise ging alles ganz anders ab, als sie befürchtet hatte. Sie wurde im Angesicht der Gefahr ruhiger, fester. Die zwei Gestapoleute, die sie von zu Hause abgeführt hatten, brachten sie in ein kahles, schmuckloses Zimmer. Nur das Bild Adolf Hitlers zierte den Raum. So saß sie in bedrückendem Schweigen mit diesen Schlägertypen gut eine Stunde. Endlich öffnete sich die Tür, ein nett aussehender Mann mit graumeliertem Haar, so um die vierzig, mit einer sonoren Stimme, bat sie freundlich, ihm in sein Büro zu folgen. Den beiden Gestapoleuten bedeutete er hierzubleiben. Durch einen endlos scheinenden Gang kamen sie in ein Büro, das durch seine angenehme Atmosphäre überraschte. Höflich bat der Mann, der sich als Herr Kurzmann vorstellte, sie möge Platz nehmen. Clara Grüner staunte. Er öffnete langsam, nachdenklich und dabei sein Opfer fixierend einen ziemlich umfangreichen Akt.

»Gut!« fing Kurzmann seine Art von Verhör an. »Sie sind Lehrerin an der Sonderschule am Spiegelgrund?« Frau Grüner nickte. »Also eine Frau von hoher Intelligenz. Eben das, was wir jetzt so dringend benötigen. Holzköpfe haben wir genug, damit könnten wir einen Winter durchheizen. Mein Gott, Sie könnten hier für uns wertvolle Arbeit leisten. Ich verstehe ihre Liebe zu Kindern; aber diese Geschöpfe werden so oder so für die Gesellschaft untragbar.«

Frau Grüner stieg eine heiße Welle vom Magen bis zum Hals. Sie wollte etwas sagen. Sie liebte diese Kinder. Auf keinen Fall wollte sie diese hilflosen Geschöpfe beleidigt und gedemütigt wissen.

Kurzmann merkte die Reaktion der Lehrerin. Einer Frau, die in ihrer Art dem Regime unangenehm wurde. Die Beschuldigungen gegen sie waren eher dürftig. Kinder, wenn auch solche, zu verteidigen, war nicht das Staatsverbrechen schlechthin. Der Direktor des Kinderheimes wollte wohl an dieser Frau sein Mütchen kühlen, seine persönliche Rache nehmen.

»Ich sehe, Frau Grüner, Sie sind erregt. Kein Grund, wir sind keine Schlächter. Wir verstehen Frauen Ihres Schlages sehr gut. Ich persönlich hasse Frauen, die nur den beruflichen Erfolg im Kopf haben. Die oft wie Männer agieren. Nein, solche Frauen wie Sie braucht das Reich.« Sie verstand. Dieser Mann kam mit

der süßen Tour. Sie hörte gut und verstand ausgezeichnet, wie hier die Sache lief.

»Aber um Himmelswillen, warum haben Sie das Judenkind ...«, dabei blätterte er im Akt, »diesen Herbert Reisenbaum so ins Herz geschlossen, ja sogar einen Ausgangsschein für ihn beantragt. Noch dazu mit der sehr eigenartigen Begründung, ihm einen Tag Freude bereiten zu wollen. Frau Grüner ...«, dabei beugte er sich ganz nahe zu ihr und sprach mit sanfter Stimme, »verstehen Sie wirklich nicht, was Sie da tun? Das Reich kämpft gegen das internationale Judentum und Sie als Lehrerin und Nationalsozialistin haben nichts Besseres zu tun, als diesem Judenjungen ›schöne Stunden‹ zu bereiten! Bedenken Sie, unsere Soldaten opfern Gesundheit und Leben – übrigens, auch Sie haben Mann und Sohn geopfert –, und Sie haben Gefühle für einen Juden. Nein, da hört mein Verständnis auf!«

Sie wußte, daß sein Gehabe nur Mache war. Er war nicht um ein Haar besser als alle in diesem Haus. Und doch war sie nicht imstande, diesem Menschen vor ihr den nötigen Haß entgegenzubringen. Irgendwie hoffte sie, in einer Falte ihrer Seele, dieser Mann wäre doch nicht so ganz wie die anderen. »Frau Grüner, nun Ihre Antwort. Geduld ist meine Stärke; aber die Zeit mein Mangel!« Sie überlegte. Was sollte sie antworten? Sich entschuldigen? Abbitte leisten, nur weil sie einem Kind Freude bereiten wollte? Lächerlich, das kann doch kein Staatsverbrechen sein! Beherrscht und mit unterdrückter Erregung sagte sie: »Ja, ich habe diesem Kind eine Freude machen wollen. Nun gut, er ist Jude, aber immerhin ein Kind. Ein Kind, das in seinem Leben bisher über nichts entscheiden konnte, auch nicht über seine Geburt. Ich bin Lehrerin, ich sehe nur Kinder vor mir. Ich habe nicht über Akte zu entscheiden, Fälle zu bearbeiten. Es sind Gottes Geschöpfe mit Seele ...«

»Genug!« rief Kurzmann herrisch aus. Jetzt hatte seine Stimme einen anderen Klang. Den Klang der Gestapo. »Ihre Stellungnahme für Juden reicht mir. Noch eine Frage. Hätten Sie diesem Reisenbaum, wenn nötig, auch das Leben gerettet?« Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, sagte sie laut: »Ja!«

...

Ein unverständliches Gebrüll erfüllte den Gerichtssaal. Wortfetzen wie »Verräterin, Staatsfeindin« waren diesem Geschrei zu entnehmen. Frau Grüner wollte antworten, aber sie kam nicht zu einem einzigen Wort der Verteidigung. Der Staatsanwalt hielt einen Monolog: »Das nennen Sie Hilfe, wenn Sie unseren Feinden, den Juden, Schutz gewähren?«

Der Staatsanwalt berauschte sich an seinen Beschuldigungen: »Ihr Vater war doch ein anständiger Offizier, ein Mann, der das Feldgrau in Ehren hielt!« Während er das sagte, warf er ihr einen Blick zu, der einem Dolch gleichkam.

»Sie wollen eine Parteigenossin gewesen sein? Sie sind unserem geliebten Führer und dem Großdeutschen Reich in seiner schwersten Stunde feige in den Rücken gefallen – feige!«

Ihr Pflichtverteidiger flüsterte ihr zu: »Bitten Sie um Verzeihung, bereuen Sie, ziehen Sie Ihren Kopf aus der Schlinge!«

Doch in diesem Augenblick begann sich ihr Gesicht, das von Folterungen noch gezeichnet war, aufzuhellen. Endlich hatte man ihr das Wort erteilt »Hohes Gericht! Soeben hat mir mein Pflichtverteidiger die Worte »verzeihen und bereuen« ans Herz gelegt. Doch was soll ich bereuen, und warum soll ich um Verzeihung bitten? Weil ich einem Kind ein paar schöne Stunden bereiten wollte? Oder weil ich Menschen in meine Wohnung aufnahm, die verfolgt und gesucht wurden? Ich tat nur das, was jeder zivilisierte Mensch als seine Pflicht ansieht: Flüchtenden, Verfolgten Asyl zu gewähren! Das soll ich bereuen? Nein, niemals!«

Dieses »Nein« war ein Schlag ins Gesicht der Nazirichter. Ihr Pflichtverteidiger wischte sich den Schweiß von der Stirn, schüttelte den Kopf und sagte in ätzendem Ton: »Jetzt haben Sie sich Ihr Todesurteil gesprochen!«

Der Staatsanwalt stellte der Angeklagten noch einige Fragen: »Haben Sie bei den Vernehmungen durch die staatlichen Organe nicht eine Andeutung vom geheimnisvollen Verschwinden geisteskranker – erbgeschädigter – Kinder gemacht? Sie bezogen sich da auf Gerüchte aus der Anstalt, die Kinder Ihrer Klasse erzählten. Sie erklärten auch, daß sich manche Pfleger und Ärzte gewissermaßen unsauberer Methoden bedienen. Sie sagten auf Befragen der Staatsorgane auch aus, der Oberarzt sei über alles im Heim genauestens informiert.« Ohne lange zu überlegen, antwortete sie:

»Ich sage Ihnen, daß es nicht nur Gerüchte von Kindern waren, sondern daß dies der Wahrheit entspricht. Es sind viele Kinder der Euthanasie zum Opfer gefallen – sagen wir es einfacher: ermordet worden!« Im Gerichtssaal entstand Unruhe. Der Vorsitzende bat um Ruhe, dann drehte er sich zum Staatsanwalt und meinte zynisch: »Diese Frau ist entweder geisteskrank oder eine Verbrecherin. Oder beides zusammen! Nach Sekunden der Unsicherheit rief der Vorsitzende laut zu den Wachen: »Führen Sie die Angeklagte ab.«

...

Wieder in der Zelle, wollte man sie brechen, doch sie gab nicht auf, sie schloß ihre Augen, sah einen langen, dunklen Korridor. Die Erinnerungen kamen auf sie zu wie die Kälte des Winters. Grelles Licht in die Augen gestrahlt, anfänglich gemüthlicher Plauderton. Dann kamen die Fragen. Nach Adressen, Namen und geheimen Treffs. Sie schwieg. Zwei Kerle, lange, brutale Typen, zerrten sie in einen Raum, wo die Schmerzensschreie der Gefolterten ungehört verhallten. Sie schwieg auch noch, als warmes Blut über ihre Lippen rann. Die Schmerzen steigerten sich durch die Prügel bis zu dem Moment, wo sie aufhörte zu denken und zu empfinden. Sie schien in einen tiefen Schacht zu fallen. Eiskaltes Wasser, über sie geschüttet, brachte sie wieder zur Besinnung. Sie hörte, wie einer der beiden sagte: »Unterbrechen, die stirbt uns noch!«

Aber sie starb nicht, bei Gott, sie hätte sich den Tod gewünscht. Sie öffnete ihre Augen, versuchte, diese Art von Gedanken zu verdrängen, und schaute auf das Gitter. Sie begann zu weinen.

Die Kerkertür wurde aufgesperrt, ein Gestapo-Beamter von jovialer Großvaterart trat in die Zelle. Leutselig sprach er zu der Inhaftierten: »Mein Gott, wie schauen Sie denn aus? Tut mir leid für Sie. Ist alles halt schrecklich für eine Frau. Möchte Ihnen gerne helfen, aber wie? Sie sind halt auch ein bisserl selber schuld; hätten Sie halt nicht ganz so auf stur geschaltet. Und überhaupt, warum haben Sie so einen Blödsinn gemacht? Schade um Sie. Eine Seele von einer Frau, aber ungeschickt. Ja, wer sich mit Juden abgibt, ist immer schlimm dran, so oder so.«

Clara Grüner war übel, am liebsten hätte sie diesem Mann mitten ins Gesicht gespuckt. Sie gab keine Antwort.

In den Gefängnissen verliert man die Orientierung, den Zeitbegriff. Man geht an die acht Schritte hin und dieselben zurück. Hin und her, von einer Zellenwand zur anderen. Zwickt sich in die Wange, um zu wissen, ob alles wahr ist, oder nur ein böser Traum. Sie hatte anfänglich Hoffnung, jetzt schwand diese Hoffnung. Allmählich begann sie diesen sinnlosen Trott hinzunehmen und führte lange Selbstgespräche.

Sie dachte nie daran, eine Heldin abzugeben, sie fühlte sich nie als solche. Nur ihr Gewissen hatte sie in diese Situation gebracht. Angst vor dem Tod? Nein, sie hatte diesen Moment überwunden. Die Zelle war schrecklicher als der kurze Augenblick des Todes.

Die Zeit schien hier stillzustehen. Die Uhren in den Gefängnissen waren ohne Ziffernblätter. Man wartete auf den Blechnapf, man wartete auf menschliche Stimmen, man wartete selbst auf die Peiniger – es klingt abwegig, aber sie waren Wesen aus Fleisch und Blut, besser als dreckige, beschmierte Zellenwände. Sie empfand das Gefängnis als Spiegelbild der Welt. Die Schlaunen, die Anpassungsfähigen, die scheinbar Braven werden mit Wohlwollen von der Gefängnisleitung betrachtet, ja so absurd es klingen mag, auch geschätzt. Die getreten wurden, treten wieder. Doch die in sich hinein-hören, die ihre Uhren nicht anpassen können, die sind die Dummen!

Die Angst meldet sich nicht an, sie gibt keine Visitenkarte ab, sie kommt oft aus dem Lachen heraus, und plötzlich spürt man ihren Würgegriff. Angst vor der Krankheit. Angst vor dem Tod. Eigentümlicherweise hatte man in dem perfekt organisierten nationalsozialistischen Staat vor lauter Pflichterfüllung gar keine Zeit gehabt, über die persönliche Angst nachzudenken.

Alle, das wußte sie genau, erfüllten »nur« ihre Pflicht. Die Lehrer, so wie sie, die Ärzte wie der Oberarzt, die Richter, die sie verurteilten, die Arbeiter und Angestellten, die jeden Morgen pflichtbewußt ihrer Beschäftigung nachgingen. Sie alle erfüllten ihre Pflicht, diese gottverdammte Pflicht. Sie standen stramm, brachten nur den einen Gedanken zur Anwendung: zu gehorchen!

Das Ziel, der Endsieg, spornte an, beflügelte und der Goebbelssche Jargon ließ Verwundete von ihren Krankenbetten aufstehen – die Macht des Wortes war teuflisch perfekt. Man war im Bannstrahl der großen Ideologie des großen deutschen Reiches. Alle deutschen Gaue unter einer Führung, das »Tausendjährige Reich« erfüllte sich in den Seelen des Kleinbürgers. Dieses Großdeutsche Reich erstreckte sich vom Atlantik über die Ukraine, warum auch nicht bis zum Persischen Golf?

Alle waren brave Bürger, die frühmorgens aufstanden und nur ihre Pflicht erfüllten, bis zur letzten Konsequenz ... bis Dachau, Theresienstadt, Mauthausen, Auschwitz ...

Sie sah wieder diesen langen, schier endlosen Gang. Sie hörte die Schreie der politischen Häftlinge hinter den Kerkertüren. Die Schreie nach Freiheit, die Schreie des Zorns und den Schrei nach einem Menschen. Viele aber waren gefaßt. Stumm ertrugen sie ihr Schicksal, bäumten sich auch nicht auf, als sie ihr Todesurteil vernahmen. Helden der Stille. Menschen, die nichts anderes wollten, als menschlich zu sein.

Wer war sie? War sie eine der Mutigen, der Stillen, der Gefaßten? War sie eine Heldin? Sie konnte es nicht beantworten. Sie dachte viel an ihren Sohn, an ihren Mann, an ihre Eltern und an die Kindheit.

Es kam ihr Tag. Alle Begriffe des menschlichen Seins schrumpften im Angesicht des Todes zu einem Nichts.

Man führte sie den langen Gang entlang bis zu einem dunklen Vorhang, dort stand ein Geistlicher, der sprach von Gott, von seiner Barmherzigkeit. Sie hörte kaum die Worte dieses Berufströsters. Sie sah ihre Kindheit, das Elternhaus, die Sonderschule und die Kinder der Sonderschule am Spiegelgrund. Dann rief sie die Namen ihres Mannes und des Sohnes, bekam Füße wie aus Gummi und nahm sich zusammen. Nur denen da kein Schauspiel abgeben! Ihr Mund war trocken, ihre Augen feucht. Nichts Heldenhaftes war an ihr. Ein Mensch, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Der dunkle Vorhang wurde zur Seite geschoben. Sekundenlang sah sie das Fallbeil. Blitzschnell schnallten sie Männer an ein Brett. Wortlos ergab sie sich ihrem Schicksal. Es war vollbracht.

Der Spaziergang

In unserem erbärmlich aussehenden khakifarbenen Heimgewand und der Beschriftung »Spiegelgrund« auf dem Rücken waren wir in unserem Äußeren Gefangenen ähnlich. Dazu noch die vergitterten Fenster und Türen ohne Schnallen, die, wenn sie zufielen, nur mit einem Steckschlüssel geöffnet werden konnten. Dieses Kleinod besaß nur das Personal des Heimes. Ich empfand es als Schmach, in einer gefängnisähnlichen Kleidung um die Mauer spazieren zu müssen.

Die Leute betrachteten uns Heimkinder als eine Art Ausätzige. Flüstern und Raunen war um uns, und die Blicke der Menschen, die uns begegneten, waren nicht angetan, uns Mut zu machen. Wir waren für diejenigen vor der Mauer eben nur Geschöpfe, die man besser mit einer Spritze erlösen sollte.

Wir durften mit keinem Menschen außerhalb des Heimes auch nur ein Wort reden. Ehrlich gesagt, mir war auch nicht danach. Wir marschierten in Reih und Glied durch einen kleinen Ausgang hinaus, der heute fest verschlossen und dessen Weg aus kleinen Pflastersteinen von Gras und Unkraut überwuchert ist. Der im Jugendstil gestaltete Gitterzaun unterbrach die große Mauer. Unweit dieses kleinen Tores, das mit einem Schild »Heim für schwererziehbare Kinder – Am Spiegelgrund«, versehen war, befand sich, so wie heute, der Haupteingang zur Heil- und Pflegeanstalt »Am Steinhof«.

Mit oft knurrendem Magen marschierten wir um diese endlos scheinende Mauer. Der Hunger war groß, der Krieg total. Und wir ein Haufen Hoffnungsloser.

Der schwarze Vogel der einsamen Nächte nagte in meinem Herzen. Nacht für Nacht weinte, hoffte und betete ich. Umsonst. Während ich mit den anderen Zöglingen marschierte, dabei die Mauer zu hassen begann, kamen mir Gedanken furchtbarer Rache. Wie wäre es, wenn ich, nein wir, die Erzieherinnen mit dem Kopf voran an die Mauer werfen würden? Dieser Gedanke löste einen Teil meiner Spannungen.

Ich betrachtete die Leute um uns, meistens Spaziergänger. Ältere Ehepaare, die uns kaum je mit gültigen Augen betrachteten.

Gäbe es eine gute Seele, die einen von uns aufnehmen und auch lieben würde? Mich als Kind aufnehmen, mir jene Geborgenheit geben würde, die mir so unbekannt war?

Doch dann fielen die Gedanken wie schillernde Wassertropfen auf den grauen Asphalt. Ich war erfüllt von Rachsucht. Mein Haß trieb meine Wünsche in unbeschreibliche Abgründe. Selbst das Töten war, wie das Gift des Bösen, in mir. Ein Heimkind blieb eben nur ein Heimkind. Einmal im Heim, immer im Heim. Und wenn ich größer bin?

Ich erappte mich dabei, meine Pflegemutter vergessen zu wollen. Ich nahm mir eisern vor, beim nächsten Besuchstag zu ihr sehr unfreundlich zu sein, nach dem Grundsatz: Wer mich einsperren läßt, soll auch keine Liebe empfangen. Ich war in den Haß so verstrickt, daß ich nicht merkte, wie schön ein Frühlingstag sein kann. Mich interessierten nicht die zarten grünen Blätter, die Sträucher, deren Knospen knapp vor dem Aufspringen waren. Auch nicht der strahlend blaue Himmel, der mir zeigen wollte, daß jede Nacht ein Ende hat. Der Marsch um diese Mauer war für mich der Inbegriff des Sinnlosen. Alles schien mir sinnlos: meine Wünsche, meine Hoffnungen. So verlegte ich mich auf den Haß. Der war ätzend. Einmal wollte ich meiner Pflegemutter den Schmerz bereiten, den ich täglich, ja oft stündlich ertragen mußte.

Wo war er, der Gott, zu dem ich Nacht für Nacht meine heißen und innigen Gebete sandte? Wo der große Führer Adolf Hitler, dem ich – in kindlicher Naivität – vertraute, dem ich sogar einen Brief schrieb? Aber Antwort kam weder von Gott, noch vom Führer. Ja, wer antwortet schon einem kleinen schlimmen Buben? Meine Sorgen gingen in Strömen von Tränen unter. Wahrscheinlich gab es auch bei unseren Feinden Kinder, die Sorgen hatten. Die weinten. Die in Heimen waren. Und die ihre Mütter, die sie dort hineingesteckt hatten, verfluchten. Zum ersten Mal übersprangen meine Gedanken die engen Grenzen. Ich begriff: Auch andere Kinder können ein ähnlich trauriges Schicksal erleiden wie ich. Ich entdeckte in mir ein Gefühl der Solidarität mit allen Kindern, die in Heimen zerbrochen wurden. Für mich waren die Erwachsenen meine Feinde; besonders aber die Mütter, die ihre Kinder in Heime absoben. Solche »Mütter« schienen

mir schlechter, als meine Gedanken fassen konnten. Dabei hatte ich schon begonnen, manches zu begreifen. Aber jetzt war alles wie weggeblasen. Der pure Zorn lenkte mich. Ich hatte nur einen Menschen lieb: Herbert Reisenbaum. Und dieser war schon lange nicht mehr neugierig auf mich. Obwohl Eiszeit zwischen uns war, hoffte ich, die Sonne der Freundschaft würde das Eis zum Schmelzen bringen. Irgend etwas hielt mich. Ich wußte nicht was. War es das gewisse Etwas, diese naive Knabenliebe, die mich ihn nie vergessen ließ?

Eben dieser Herbert Reisenbaum mußte jetzt, während die meisten Zöglinge um die Mauer marschierten, wie schon so oft mit einigen anderen Kindern am Pavillon 18 Strafe stehen. Während diese Gedanken mich beschäftigten, überfiel mich schlagartig das Gefühl völliger Hilflosigkeit.

Die Straße mit ihrem grauen Asphaltbelag wurde spiegelglatt – Spiegelgrund. Grundloser Boden. Kein Halt, abschüssige Straße. Angst, schreckliche Angst. Ich blieb stehen und schrie. Meine Angst steigerte sich bis zur totalen Lähmung. Hilflos war ich einem Etwas ausgeliefert. Da spürte ich einen Schlag in mein Gesicht. Die Erzieherin Renate Krämer vollzog wieder ihre eigenwillige Methode, um mich, wie sie es zu nennen pflegte, »auf normale Touren« zu bringen. Ich ließ mich fallen und igelte mich ein. Schon erwartete ich den nächsten Hieb. Doch da hörte ich das Geschreie einer Frau, die sehr energisch ihre Meinung sagte.

»Lassen Sie das Kind, Sie Wahnsinnige! Ein Kind so zu prügeln! Allerhand, auf ein wehrloses Kind loszugehen!«

Ich riskierte ein Auge. Eine Frau, um die fünfzig, groß und ziemlich robust, stand nun zwischen mir, der ich noch am Boden lag, und der Erzieherin. »Noch ein Schlag und ich werde alles, was ich mit ansehen mußte, meinem Mann erzählen, und dessen Einfluß werden Sie dann zu spüren bekommen!«

Die Erzieherin wurde hochrot im Gesicht, drehte sich zu mir, zog mich vom Boden hoch und sagte zu der Frau: »Bitte lassen Sie solche läppischen Drohungen. Wie ich die Kinder erziehe, liegt im Sinne des Führers. Heil Hitler!« Dabei war ihre Wut auf die Frau unverkennbar.

Der Vorfall war schon lange vergessen, als es hieß, die Erzieherin Renate Krämer habe aus Krankheitsgründen ihren Dienst bis auf weiteres aufgegeben. Eine Sadistin ging, eine andere kam.

Meine selbstgebaute Mauer schützte mich ein wenig vor der rauhen Wirklichkeit. Ich wollte mich zurückziehen können, träumen. Eine wunderschöne Welt entstand in meinen Träumen. Gitter verschwanden, Erzieherinnen wurden verboten, und die Liebe, die menschliche Wärme umgab mich und meine Kameraden wie die Frühlingssonne.

Wieder kam ein schrecklicher Tag. Wir mußten auf dem Gang in Reih' und Glied stehen. Da kam der Oberarzt und schaute durch seine randlose Brille mitten in unsere Herzen. Ich erschrak. Mein Herz begann zu rasen. Einige meiner Kameraden, meistens Stotterer oder Bettnässer, wurden abgesondert. Mir schenkte der Oberarzt ein Zuckerl. Ich atmete auf.

Spiele

Im Sommer durften wir in dem fest und hoch umzäunten Vorgarten des Pavillons im Sand spielen, wenn wir besonders brav waren. Da gab es ein Spiel, das uns Kindern besonderen Spaß machte: Drei bis fünf Pferdestollen, die von den Hufeisen abgebrochen waren, wurden auf den Boden gelegt. Dann nahmen wir soviel wie möglich sehr rasch in die Hand und warfen sie in die Höhe. Wer die meisten wieder auffangen konnte, war Sieger. Derjenige, der das Spiel verloren hatte, mußte für jeden nicht aufgefangenen Stollen zehn Kniebeugen machen. Das war eine Strafe, die wir Kinder uns selbst zur Regel machten.

Dann gab es ein Spiel, das meist im Schlafsaal ausgeführt wurde. Ein Bub, meist der Stärkere, war das Pferd, und der Schwächere der Reiter. Nun kämpften zwei Paare solcher Turnierkämpfer gegeneinander. Es galt, den Reiter oder auch Reiter und Pferd zum Sturz zu bringen. Meistens ging die Sache glimpflich aus. Ein Sturz auf den Klinkerboden war nicht immer angenehm, blaue Flecken oder blutig geschlagene Köpfe waren keine Seltenheit.

Doch wir erprobten unsere Tapferkeit. Wir wollten unseren Mut beweisen, so nach der Parole: Deutsche Jungen fürchten nichts!

Doch einmal geschah etwas Schreckliches: Einer der Reiter fiel auf ein Bett, dessen Matratzen zum Lüften aufgerichtet waren. Die braunen Metallbetten hatten an den Einsätzen starke eiserne Federn, die wie große Dornen einige Zentimeter wegstanden. Der arme Kerl fiel auf einen Dorn, der sein Kinn durchbohrte. Er schrie wie ein Wahnsinniger, rannte zum Spiegel im Waschraum und brach dort zusammen.

Die Erzieherin verständigte einen Arzt. Der Bub kam ins Sonderspital. Wir mußten zur Strafe hundert Kniebeugen machen, und außerdem wurde uns für drei Tage das Nachtmahl, oft nur ein Stück Brot, gestrichen. Spielen galt am Spiegelgrund eher als überflüssig. Wir hatten zu lernen, daß das Leben ein Kampf ist, in dem nur der Starke überlebt.

Herbert Reisenbaums Abgang

Herbert Reisenbaum hatte ein Gespräch zweier Erzieherinnen in der Wäschekammer belauscht. Ein Wort löste in ihm Alarm aus: Konzentrationslager – KZ! Blitzartig war der Gedanke der Rache geboren. Dazu kam noch, daß der Oberarzt nicht mehr imstande war, diesen Judenjungen länger bei sich zu behalten. Selbst sein Einwand, er benötige ihn für ärztliche Forschungstätigkeit, blieb von der Gestapo unbeachtet. Zu gerne hätte er diesen Zögling behalten, ja sogar auf seine geplante Flucht in die Steiermark mitgenommen. Doch die Gestapo war mächtiger. Damit war sein Plan, Reisenbaum als lebendigen Beweis einer guten Gesinnung gegenüber den Juden zu benützen, gescheitert.

Die neu eingestellte Erzieherin Hedwig Rohrbach war eine fanatische Nazi-Anhängerin, eine, die mit einem geradezu pathologischen Haß gegen Juden behaftet war. Als Herbert, neuerdings Israel Reisenbaum, beim Mittagessen laut schwätzte, zog diese Erzieherin den verhaßten »Judenkerl« bei den Haaren über den Gang zu den Toiletten. Was da Reisenbaum über sich ergehen lassen mußte, überstieg jede menschliche Vorstellungskraft.

Sie befahl dem verhaßten »Judenbankert«, mit bloßen Händen die schmutzige Klomuschel zu reinigen. Reisenbaum dachte nicht daran, diesen gemeinen Befehl auszuführen. Die Erzieherin versuchte ihn durch Schläge dazu zu zwingen. Vergebens.

»Israel« Herbert Reisenbaum hielt stand. Im Gegenteil, er setzte alles auf eine Karte. Er ahnte ja, wo seine Endstation sein würde, hatte also nichts zu verlieren. Nur eines: seine Würde! Sein Haß machte ihn stark, ließ ihn über seine Kräfte hinauswachsen. Mit einem mächtigen Ruck richtete er sich auf und umklammerte mit seinen Händen den Hals der Verhaßten. Dabei schrie er, daß seine Halsschlagadern zu platzen drohten. Sein sonst blasses Gesicht wurde feuerrot. »Bete, du Hure, bete dein letztes Gebet, wenn du überhaupt an einen Gott glaubst!«

Die Erzieherin kämpfte mit der Angst. Sie sah schon dunkle Kreise und Punkte vor ihren Augen. Die anderen Zöglinge, vom Lärm angelockt, standen mit erstaunten Gesichtern vor dem Klo. Keiner der Zöglinge versuchte, dieser elenden Ratte von einer Er-

zieherin zu Hilfe zu kommen. Niemand sprach ein Wort. Man wartete ab.

Wie aus dem Boden gewachsen, stand plötzlich der Oberarzt vor diesem schaurigen Szenarium. Zwei Pfleger, die ihn begleiteten, stürzten sich auf Reisenbaum und schlugen ihn, bis sich nur mehr ein stöhnendes Bündel, das kaum einem Menschen ähnelte, auf dem Boden vor Schmerz wälzte.

Ich drehte mich um und weinte. Noch am selben Tag, gegen Abend, wurde Reisenbaum von zwei Männern in braunen Ledermänteln in ein schwarzes Auto gezerrt.

Irgendwo trafen sich Blicke. Kreuzten sich Gedanken. Durchdrang ein Lebewohl Raum und Zeit. Mein guter Freund Reisenbaum ging, nein, wurde fortgeschleppt, ich wußte damals nicht, wohin. Gerne, allzu gerne hätte ich ihm nachgerufen: Egal, was auch gewesen, ich hab dich gerne, unendlich lieb! Ich tat es nicht. War es Feigheit oder Scham? Der Oberarzt verlor nun endgültig sein Alibi an die Gestapo.

...

Als der Wind meine Stirn berührte, meinen Mund küßte, mich umkostete, da waren meine Gedanken frei. Frei wie der Phönix, der aus der Asche stieg – mir war, als würden die Mauern zerbersten, die Gitterstäbe zerbrechen und die bösen Erzieherinnen von den Flammen der Hölle verzehrt werden. Ich sah ihn, sah meinen Freund Herbert über traumhaft schöne Plätze schreiten, deren Häuser aus Gold und Edelsteinen waren. Wo blütenschwere Sträucher die Sonne berauschten und die Vögel ihre schönsten Lieder sangen. Ich sah seine durchsichtigen Hände, an denen die Adern durch die zarte Haut leuchteten, Palmenzweige tragen, die er dem Messias vor die Füße legte. Hörte, wie er Hosianna rief, das Lied der Lieder anstimmte, um den Ewigen, den Absoluten zu preisen. Seine Augen strahlten heller als das Feuer der Diamanten. Doch dann kamen sie, die Männer mit den schwarzen Hüten und Händen aus Eisen, und schlugen meinen Freund. Zerrten ihn an einen Ort, an dem das Feuer der Krematorien bis in den nächtlichen Himmel loderte. Kain wurde zornig, als sein Feuer nicht hinaufstieg, nicht vom Himmel angenommen wurde. Er wurde

rasend und schlug seinen Bruder tot, und das Morden hörte nie auf. Nie und nimmer wurde das Menschengeschlecht vom Blut der Rache befriedigt. Ich schrie auf. Neben mir Buben wie ich, die den Haß Kains zu spüren bekamen. Die Haare klebten an meinem Kopf. Einige Mitzöglinge, die durch mein Schreien aus dem Schlaf gerissen wurden, brüllten: »Ruhe, halts Maul, du Trottel!«

Schwester Funk

Der Wind blieb aus. Angst, schreckliche Angst kroch an mir empor. Viele meiner Mitzöglinge wurden in die Sonderabteilung gebracht. Ich sah sie nie wieder. Ich sah ihre Gesichter, die eher alten Männern als Kindern von etwa zwölf Jahren glichen. Sah Augen, die glanzlos, erloschen, ihre Umgebung kaum wahrnahmen.

Die Erzieherinnen wurden mit ihren herrischen Kommandorufen sparsamer. Die Wölfinnen wurden heiser. Warum diese Veränderung? Vorerst wußte ich keine Erklärung. Aber von Tag zu Tag steigerte sich eine gewisse Unruhe im Heimbetrieb.

Eine neue Erzieherin kam zu uns. Funk hieß die Gute. Und gut und nett war sie wirklich. Sie erzählte uns vor dem Schlafengehen spannende Geschichten. Mit viel Geduld verband sie unsere Wehwehchen. Ich wunderte mich. Das Mißtrauen gegen Erzieherinnen war zu groß, um mit fliegenden Fahnen in ihr Lager zu wechseln.

Eines Nachts, es gab wieder einen der gefürchteten Fliegeralarme, war sie bei mir, streichelte mich und lächelte. Meine Gedanken waren bei Mutter. So hätte sie sein müssen. Wir mußten so rasch wie möglich in den Luftschutzraum. Die meisten Kinder weinten, andere schrien. Ich fühlte mich etwas sicherer. Die Erzieherin Funk tat ihre Wirkung. Aber die gute Seele hatte nicht alle Tage Dienst.

Die Disziplin wurde nach und nach weniger streng vollzogen, doch die Gier nach dem Essen unter uns Zöglingen blieb. Wie Hyänen stürzten wir uns auf alles, was nur essbar war. Zisel, der einstige Rebell, saß mit stumpfem Ausdruck beim Mittagessen und löffelte ziemlich schnell seine Suppe aus dem Blechteller. Er war der Typ des Schlingers. Er wollte nur einen vollen Magen!

Ich glaubte, das Essen passierte ohne langen Aufenthalt den Schlund und ging hinunter in den nie satten Magen. Lois, ein kleiner, etwas obergescheiter Bub, aß mit Genuß. Er zelebrierte das Essen als eine Art sakraler Handlung. Die größte Freude machte es ihm, wenn die anderen, mit ihrem Essen schon am Ende, ihm sehnsüchtig zuschauten, wie er genüßlich, mit einem

Anflug von Sadismus, verzehrte. Es war grauenhaft. Unsere Teller waren leer, abgeschleckt, bis das blanke Aluminium zu sehen war. Und der Kerl aß, langsam, bedächtig, so wie einer, der keinen Hunger kennt.

Dann kam die Sorte der Bettler. Franz und Erwin waren zwei Kerle, die die Erzieherinnen in würdelosester Weise anbettelten. Die nichts unterließen, um ja zu einem Nachschlag zu gelangen. Sie schwänzelten andauernd um die Erzieherinnen herum. Baten, ihnen helfen zu dürfen, erzählten ihnen unaufgefordert alles, was so geredet wurde. Fiel einer Erzieherin zum Beispiel der Schöpf-
löffel aus der Hand, husch, Franz und Erwin waren zur Stelle. Die Wut der Mitzöglinge auf solche Liebkindmacher war enorm. Nach dem Abendessen wurde Gericht über diese zwei Weichtiere gehalten. Die Verhandlung fand unter einem aus Decken gebauten Zelt im Schlafsaal statt. Nach einer guten Stunde Verhandlung wurden Franz und Erwin zur »Salzergasse« verurteilt. Schwester Funk hatte Nachtdienst. (Das böse Wort »Erzieherin« wurde von uns Zöglingen bei der Funk durch das vertrauenerweckende Wort »Schwester« ersetzt.) Gut für unser Vorhaben. Wir lagen zirka eine halbe Stunde in unseren Betten, als Karl, ein Riese unter uns, dreimal hustete. Aha, dachte ich, das Zeichen! Wie auf ein Kommando sprangen wir aus den Betten. Wir eilten so leise wie möglich zu Franz und Erwin, die nebeneinander ihre Betten hatten. Karl kroch auf dem Bauch über den spiegelblanken Steinboden, um ja nicht von den beiden vorzeitig entdeckt zu werden. Dort angelangt, stürzten wir uns auf die völlig Überraschten und Verängstigten. Sie bettelten um Gnade. Sie wußten, was ihnen bevorstand. Umsonst. Wir bildeten ein Spalier. Rechts und links standen zwanzig Buben. Karl warf jedem der beiden Delinquenten eine Decke über den Kopf. Nun standen die armen Kerle am Anfang des Spaliers der »Salzergasse«, die ihren Namen daher hatte, daß die Schläge wie Salz in einer Wunde brennen mußten, und mußten durch dieses Spalier. Karl trat Franz und Erwin mit den Füßen in den Unterleib. Die anderen waren auch nicht faul. Die zwei taumelten, von Schlägen und Fußtritten arg mitgenommen, durch die Gasse, aus Zöglingen gebildet, die sich ein gewisses Maß an Sadismus angeeignet hatten.

Stöhnend, am ganzen Körper voll blauer und blutunterlaufener Flecken und aus der Nase blutend, lagen die »Verurteilten« auf dem Steinboden. Da hörten wir die Stimme der Schwester Funk: »Buben, was ist da los?« Es war eine Frage, die sich angesichts der am Boden Liegenden von selbst beantwortete. Wir, die Übeltäter, nein, kleinen Verbrecher, lagen scheinheilig, uns schlafend stellend, in unseren Betten.

Schwester Funk war außer sich. So wütend hatten wir diese sonst gute Seele noch nie gesehen. »Raus aus den Betten, aber schnell, sonst helfe ich nach!«

Als wir innerhalb von einigen Sekunden aus den Betten waren, befahl sie mit zornerfüllter Stimme: »So, und jetzt hundert Kniebeugen, und damit ihr euch nicht irrt, wird von jedem laut mitgezählt!« Bei fünfzig bekam ich solche Schmerzen, daß ich nur mehr weinend weitermachte. Sie sah mich und meine Tränen. Verzog keine Miene. Nichts deutete darauf hin, mir – uns – die Strafe zu erlassen. Bei siebzig Kniebeugen fiel ich nach vorne und war nicht mehr imstande, mich zu bewegen. Sie ließ mich liegen. Für mich stürzte eine Welt ein. Das war also meine gute Schwester Funk? Ich verstand die Welt nicht mehr. Als Karl, der eisern standhielt, neunzig zählte, brach sie endlich ab. Die Buben murmelten etwas von »Gott sei Dank«.

Sie schaute sich im Schlafsaal um, ging zu Erwin und Franz, die natürlich keine Kniebeugen mitmachen mußten, strich den beiden über die Haare und sagte zu uns in milderer Tonart: »Nun, rein in die Betten! Morgen unterhalten wir uns weiter.« Als sie merkte, daß ich auch unter größter Mühe nicht aufstehen konnte, kam sie zu mir, nahm mich hoch und sagte flüsternd: »Und du kommst morgen nach dem Frühstück zu mir ins Schwesternzimmer. Hast mich enttäuscht. Hätte nicht geglaubt, daß du da mitmachst!«

Der Morgen kam, so auch das karge Frühstück. Ich war sehr aufgeregt. Was wollte die Schwester Funk nur von mir? Ich meldete mich, wie befohlen, im Schwesternzimmer. Als ich zaghaft anklopfte, hörte ich ein nettes »Herein«. Mir wurde um vieles leichter. Ich trat in das Schwesternzimmer und grüßte, die rechte Hand hebend: »Heil Hitler«. Sie lächelte. Nach einer kurzen Gedankenpause sagte sie: »Komm, setz dich da auf den Sessel und

sag einmal Grüß Gott!« Ich war sehr erstaunt und tat, was sie wünschte. »So, Bub, jetzt hast du so gegrüßt, wie ich es als kleines Mädchen von meinen Eltern gelernt habe. Damals, ja, zu dieser Zeit waren die Bräuche noch anders.«

Als sie mein erstauntes Gesicht mit den großen Augen sah, sagte sie: »Ja, so ist das, lieber Alois, man muß oft Dinge tun, die einem gar nicht liegen. Doch ich mußte euch strafen. Nicht aus Lust, nein, weil ihr allesamt feige, hundsgemeine Kerle gewesen seid. Zwei schwache Mitkameraden derart zu mißhandeln, das ist wohl ein starkes Stück. Ihr habt euch wie gewisse Erwachsene aufgeführt. Das, was ihr als Unrecht bezeichnet, habt ihr selbst praktiziert. Ihr gleicht in diesem Punkt den euch verhaßten Erwachsenen. Merk dir eines, Unrecht kann man nicht durch ein anderes Unrecht zum Verschwinden bringen. Niemals!«

Ich verstand den Sinn ihrer Rede nicht ganz. Mein Gesichtsausdruck zeigte ihr das auch.

»Gut, Bub, da hast du für deine bei den Kniebeugen ausgestandenen Schmerzen ein Stück Schokolade, aber aufessen mußst du sie hier, sonst bin ich bei den anderen unten durch. Du verstehst doch?« Ich nickte zustimmend. Ich befand mich im siebenten Himmel. Die Schokolade versöhnte mich mit Schwester Funk ganz und gar. Tief in meiner Kinderseele wurde ein Samen gelegt: Liebe!

Fliegeralarm

Die Bonzen wurden unsicher. Das Mißtrauen gegenüber dem Nächsten wuchs ins Uferlose. Der Nachbar, ja selbst dein Kind konnte, wenn auch oft aus politischer Verblendung, dein Feind sein. Die Gestapo war vollbeschäftigt. Die Angstparole der Nazis von den menschenfressenden Bolschewiken, in Wien in den letzten Kriegstagen plakatiert, war sehr wirksam. Ich, der Zögling vom Spiegelgrund, stand all diesen Dingen fremd, ja ahnungslos gegenüber. Mir war es eigentlich egal, was die Großen da draußen trieben. Doch eines fiel mir trotzdem auf: Die Verantwortlichen vom Spiegelgrund begannen in ihren Entscheidungen vorsichtiger zu werden. Das brutale Vorgehen gegen uns Zöglinge wich einer Unsicherheit in ihren Entscheidungen. Doch von einer grundsätzlichen Änderung in den Erziehungsmethoden konnte keine Rede sein.

Fliegeralarm: Die pure, ganz gewöhnliche Angst. Hosen, gestrichen voll, schweißnasse Hände, Augen, die ihre Blicke hilflos an fleischgewordene Maschinen wenden. Wir Kinder zerbrachen, bis nur ein jämmerliches Etwas übrig geblieben war, das um Gnade flehte. Riesige Staubwolken über Wien. Brände, wie zum Beispiel der tagelange Brand der Unilever-Margarine Fabrik in Atzgersdorf. Das Feuer und die Rauchsäulen waren bis zu uns am Steinhof zu sehen.

Das Reich, die Nazi-Ordnung, das ganze System begann zu zerbrechen. Furchtbare Luftangriffe auf Wien zermürbten die Bevölkerung. Es war Ende Februar 1945. Die unglaublichsten Gerüchte schwirrten umher. Aber eines davon, die Russen stünden vor Wien, hielt eisern. Die schöne Stadt sank in Trümmer.

Mir war das alles ziemlich egal, ich nahm an dem Sterben dieser Stadt nicht Anteil. Mich interessierte nur mein Morgen. Und um das schaute es sehr traurig aus. Ich hörte, daß wir auf ein Schiff kämen, das uns nach Bayern bringen sollte. Für mich war etwas anderes als das Großdeutsche Reich unvorstellbar. Meine Naivität ging sogar so weit, daß ich für den Führer und dessen Sieg betete. Das Heim war, so glaubte ich wenigstens, das vom Führer nicht gewollte Böse. Ja, ich verstieg mich in die absurde

Idee, man müßte mit ihm reden können, und dann würde sich alles zum Guten wenden. Deshalb schrieb ich auch dem Führer. Wie konnte ich wissen, daß unser Direktor die Briefe abfing?

Wir haßten die Erzieherinnen, aber wir glaubten an die Nazi-propaganda. Wir fürchteten die Ärzte, aber wir glaubten an die Güte des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler. Unter den vielen Zöglingen, die ich am Spiegelgrund im Laufe von zwei Jahren kennengelernt hatte, waren keine fünf, die Hitler nicht wie einen Gott verehrten.

Wir kannten und konnten die Zusammenhänge nicht erkennen. Wir wurden nur in eine Richtung gedrillt: »Ihr seid böse Kinder, unfolgsame Nichtsnutze, Schädlinge der deutschen Volksgemeinschaft!«

Knapp vor dem Einmarsch der Roten Armee versuchte uns ein älterer Zögling, der aus einem zerbombten Heim überstellt wurde, klar zu machen, wer die Nazis wirklich waren. Vergeblich. Meine Ängste machten es mir unmöglich, die Wahrheit zu erkennen. Solche Tabus wagte ich nicht zu durchbrechen. Die Phase vom Endsieg rann noch wie ranzige Butter über die Lippen der Mächtigen. Die Erzieherinnen hatten auf Grund der schweren Bombenangriffe auf Wien Mühe, die Kinder ruhig zu halten. Seit mein Freund Herbert »Israel« Reisenbaum von der Gestapo abgeholt worden war, hatte ich keinen Grund, mich weiter brav und folgsam zu verhalten.

Zisel und die Sexualität

Eines Abends schlich ich mich, nachdem ich merkte, daß meine Mitzöglinge schliefen, zum Bett Zisels, um mir meinen Kummer von der Seele zu reden. Ich hatte immer noch nicht vergessen, wie er damals nach der Weihnachtsfeier meinem Freund Reisenbaum, der zitternd in der Kälte vor dem Pavillon stand, kameradschaftlich zur Seite gestanden hatte. Sein Mut, gegen die Erzieherin aufzutreten, hatte sich mir tief eingepägt. Doch als ich knapp vor seinem Bett stand, merkte ich, wie Zisel keuchte. Sein Bett schien wie unter einem Erdbeben zu schaukeln. Das Gesicht, soweit ich das in der blauen Notbeleuchtung erkennen konnte, war schweißgebadet. Schon wollte ich ihm zurufen: »Ist Dir schlecht?« Doch eine innere Stimme sagte: »Tu es nicht, mache kein Aufsehen!« Ich hatte bereits von größeren Buben von einer eigenartigen Beschäftigung mit ihrem Körper gehört. In anderen Ausdrücken wagte ich nicht einmal zu denken. Neugierig geworden, blieb ich in Hockstellung vor Zisels Bett. Alles, was ich da merkte, erregte mich, und ich hatte Mühe, ruhig zu atmen. Nichts wäre furchtbarer gewesen, als wenn meine Mitzöglinge mich bei dieser nächtlichen Exkursion ertappt hätten. Plötzlich wendete Zisel den Kopf in die Richtung, wo ich in Hocke verharrte, fuhr mit dem Kopf hoch, um sich dann rasch schlafend zu stellen. Sofort danach hörte ich von ihm Schnarchlaute. Unmöglich, dachte ich, daß ein Mensch so schnell einschlafen kann!

Langsam und äußerst vorsichtig schlich ich mich in mein Bett. Eine neue Seite in meinem Bubenleben war aufgeschlagen worden. Nach und nach entdeckte ich an mir Dinge, die ich bis vor kurzem nur funktionell als wichtig erachtet hatte. Der nächste Morgen war nicht anders als die vielen davor. Nur mit einem Unterschied: Zisel war sehr mürrisch und wich mir aus.

Eines Tages kam der Oberarzt zu uns in den Tagraum, er suchte um Aufmerksamkeit und begann unter Räuspern zu erzählen. Ich hörte und staunte. Meine Mitzöglinge begannen zu grinsen und zu kichern. Der Arzt mahnte zur Ruhe. Nach den Schilderungen des Mannes im weißen Kittel begriff ich die geräuschvollen Nächte Zisels.

...

Die Erzieherin Hedwig Rohrbacher hatte Nachtdienst. Diese junge, hochgeschossene Person mit unruhigem Gehabe war bei uns gefürchtet. Ihre hysterischen Zornausbrüche waren nicht von schlechten Eltern.

Der eigene Körper ist in dem Alter, in dem ich damals war, eine Quelle von Entdeckungen. Auch ohne das auslösende Moment »Zisel« wäre es dazu gekommen. Eines Abends war ich mit mir, aber besonders mit einem gewissen Teil meines Körpers so beschäftigt, daß ich nicht merkte, wie die Erzieherin Rohrbacher sich von hinten an mein Bett anschlich. Sie zog ruckartig die Decke von mir und sah, was sie lieber nie hätte sehen sollen. Scham und Wut erfaßten mich zugleich. Hätte ich ein Messer bei mir gehabt, ich hätte versucht sie zu töten. Meine Gedanken kreisten nur um die Schande, die ich jetzt ertragen mußte. Die Erziehung dieser Zeit sah in der Onanie etwas Schlechtes, Schändliches. Noch dazu hörte ich das höhnische Gelächter meiner Mitzöglinge, die durch den Lärm aufgewacht waren.

Frühmorgens mußte ich vor allen Mitzöglingen meine Finger in eine blaue Farbe eintauchen, das sichtbare Zeichen für Ferkel, wie die Erzieherin es nannte. Auch die anderen Erzieherinnen im Heim hätten wahrscheinlich ebenso gehandelt. Bei der Funk war ich mir nicht sicher. Drei Tage durfte ich die Tinte nicht von meinen Fingern abwaschen. Nachdem am Tag danach die blaue Farbe an meinen Fingern verblaßt war, tauchte sie mir neuerlich die Finger in die Farbe. Nun hatte ich die Sexualerziehung am Spiegelgrund bestens kennengelernt.

Es war ein Samstagmittag. Die Erzieherin Rohrbacher hatte es wieder einmal eilig. Sie wirkte, eigentlich wie gewohnt, hysterisch und zerfahren. Zisel hatte Küchendienst. Er war schon beinahe sechzehn Jahre alt und war ein richtiger Schürzenjäger geworden. Vom einstigen Rebell gegen die Erzieherinnen war nicht viel übriggeblieben. Sein legendärer Ruf als unerschrockener Kämpfer gegen die sadistischen Erziehungsmethoden im Heim verblaßten zusehends. Niemand von uns Zöglingen konnte je in Erfahrung bringen, was mit ihm – nach seinem Aufstand gegen die Erzieherin Krämer – in der Sonderabteilung wirklich geschehen war. Er

schwieg, die Erzieherinnen schwiegen und vor allem der Oberarzt schwieg.

Zisel hatte also Küchendienst. Ich mußte abwaschen. Meinen scharfen Blicken entging es nicht, wie Zisel und die schöne Hedwig Rohrbacher einander ansahen. Ich kapierte. Doch dann geschah etwas Eigenartiges: Die Erzieherin stellte Zisel wegen eines lächerlichen Fehlers vor meinen Augen zur Rede. Ich war erstaunt, merkte nicht, daß das eine Schutzmaßnahme der Erzieherin war gegen Vorgänge, die zwischen Zöglingen und Erzieherinnen eben nicht eintreten durften. Zisel wurde blaß. Sein Gesicht erstarrte zu einer Maske. Man merkte, wie er sich beherrschte. Wahrscheinlich war ihm die Sonderabteilung in böser Erinnerung.

Doch schon beim nächsten Küchendienst mit der Rohrbacher wurde er wieder mutiger. Ja, er fuhr ihr sogar über den Busen. Die Erzieherin wußte schon bald nicht mehr, wie sie den Zudringlichkeiten dieses Jungen ausweichen sollte. Doch die naheliegendste Sache, ihn beim Oberarzt zu verpfeifen, tat sie auch nicht. Wieder brüllte sie, diesmal im Korridor, noch dazu vor allen seinen Kameraden, den verliebten Narren an. Er blieb nach außen hin ruhig. Ich traute dem Frieden nicht. Abends, nach der Nachtruhe und dem Lichtabdrehen – nur das blaue Notlicht brannte weiter – ging Zisel, wie er sich einem Bettnachbarn gegenüber äußerte, auf die Toilette, um zu ... Wahrscheinlich fühlte er sich dort unbeobachteter als im Schlafsaal. Doch der Weg am Schwesternzimmer vorbei brachte den Jungen, dem seine Pubertät schwer zu schaffen machte, auf eine absurde Idee.

»Zisel, verschwinde. Mach, daß du ins Bett kommst. Sonst lasse ich die ganze Gruppe wegen deiner Frechheit, mich in der Nacht zu belästigen, Strafe stehen!« Was Zisel nicht hörte, war, daß ich ihm nachgeschlichen war, mich bei den Spinden in der Nähe des Schwesternzimmers versteckt hatte und alles, was geschah, gut mitbekommen konnte. »Bitte, machen Sie doch auf, ich muß Ihnen etwas sagen. Ich habe rasende Kopfschmerzen. Ich kann nicht einschlafen. Bitte öffnen Sie – nur eine Tablette!« Die Erzieherin, aus Angst vor dem Wirbel und dem Aufwachen der Zöglinge, öffnete nur widerwillig die Tür. Zisel sah vorerst den roten Schlafrock, dann fiel sein Blick auf das Dekollete der Erzieherin. Sein Verstand setzte aus. Als Zisel im Schwesternzimmer

verschwunden war, lief ich zur Tür und lauschte. Vorerst hörte ich nur die Erzieherin, die im ängstlichen Ton Zisel bat, das Zimmer zu verlassen. Zisels aufgetauter Trieb, der Trieb eines knapp Sechzehnjährigen, gehalten wie ein Gefangener, brach alle Dämme. Ehe sich die Erzieherin noch richtig wehren konnte, lag sie auch schon im Bett und spürte den heißen Atem eines wahnsinnig Gewordenen.

Ich kam in meiner Erregung an der Türklinke an, und die Tür gab nach. Was ich da sah, überstieg meinen Bubenverstand. Die beiden waren, von meiner Sicht aus, mit sich und dem anderen so beschäftigt, daß sie mich gar nicht bemerkten. Hedwig Rohrbacher bekam kaum Luft. Sie wollte schreien, doch der Kerl hielt ihr den Mund zu. Angst, schreckliche Angst überkam sie. So zu sterben, nein, nur das nicht! Da fiel ihr Blick auf die Schere auf dem Nachtkästchen. Zisel war wie in einem Rausch. Er spürte nur den weichen, warmen und vor allem zarten Körper einer Frau. Monate hindurch hatte er von solch einem Erlebnis geträumt. Und jetzt hatte er sein Ziel erreicht. Gerade diese Frau, die Erzieherin Rohrbacher, die ihn gedemütigt, seine Liebe zurückgewiesen hatte, in seiner Gewalt zu haben, war ein Triumph. Wie oft, erinnerte er sich, war er beleidigt, verhöhnt und brutal zusammengeschlagen worden. Und erst diese Sonderabteilung. Jetzt, wo er die angsterfüllten Augen der nackten Frau sah, fühlte er Befriedigung. Er dachte an keine Folgen.

Endlich hatte sie die Schere in der rechten Hand. Ich wollte schreien, aber die Angst schnürte mir den Hals zu. Sie spürte die Schwere des Körpers des Burschen, der sie brutal vergewaltigte. Da stach sie zu. Einmal, zweimal, dreimal ... endlich fiel der Körper Zisels zu Boden.

Sie atmete tief und richtete sich, von dem Erlebten arg hergenommen, auf. Automatisch griff sie zum Telefon. Vor ihr lag in einer großen Blutlache der Zögling Zisel. Dann hob sie ihren Blick und sah mich. Sie schrie auf, umklammerte mich mit ihren Händen und schluchzte: »Das wollte ich nicht, wirklich nicht!«

Ich drehte mich wortlos um und sah hinter mir die vom Lärm erwachten Mitzöglinge, die mit großen, entsetzten Augen das Geschehen in ihre kleinen Herzen aufnahmen.

Doch ich hatte nur für meinen toten Kameraden Sympathie. Die Erzieherin, die mich anschluchzte, war mir egal. Im Gegenteil – mich widerte ihre Heulerei an.

Der Leichnam Zisels wurde abgeholt. Alles ging rasch und ohne viel Aufsehen vor sich. Es folgte kein Begräbnis. Uns wurde eingeschärft, über diesen Vorfall kein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen.

Das Gesicht des getöteten Zisel mit den starren, offenen Augen verfolgte mich. Schon das zweite Mal hatte ich einen toten Mitzögling gesehen. Nun sah ich auch die Krallenhände, die mich seit meiner frühen Kindheit belasteten. Hände eines alten Mannes, eines Nachbarn, der, so erzählte man, eine Vorliebe für kleine Kinder hatte. Damals schlich ich mich an der Gartentür des Mannes vorbei und schaute aus einer Mischung von Neugierde und Angst zu einem alten Menschen, der mir mit seinem Klumpfuß als der Leibhaftige erschien. Dieser alte Mann, so nahm ich an, fange die kleinen Kinder ein und koche sie in einem großen Kessel. Geschichten, die wir Kinder uns untereinander mit verhaltener Stimme erzählten. Die Nächte legten mir solche Träume wie schwere Steine auf meine Brust.

Der Schlaf überkam mich. Ich sah eine schöne Wiese mit vielen bunten Blumen und Ostereiern. Voller Freude griff ich nach den Ostereiern. Als ich sie in die Hand nahm, zerfielen sie zu Staub. Ich weinte und rief nach meinem Freund Reisenbaum. Doch vorerst blieb ich allein. Dann kam er, in einem weißen Gewand, das auf der linken Seite einen großen roten Fleck hatte. Voll Freude und Ungeduld versuchte ich, ihn zu fassen; doch meine Hand glitt ins Leere. Reisenbaum schaute traurig und sagte mit tiefer Stimme: »Ahnst du nicht, wo ich herkomme?« Ich verneinte. Da wurde er noch trauriger. Seine rechte Hand streckte sich gegen den Himmel, wo sich zarte weiße Wölkchen zeigten. Schweigend pflückte er eine gelbe Dotterblume und verschwand. Ich lief über die Wiese und rief unentwegt seinen Namen.

Die Stunde Null

Der Oberarzt kam von einer Sitzung der örtlichen NSDAP zurück in das Kinderheim. Er begab sich sofort in seine Ordination, sperrte hinter sich zu, legte sich auf die Couch und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Laut sagte er sich: Ich hab genug, zu dumm diese Leute in der Partei. Entweder sind sie so verblendet oder spielen mit mir Katz' und Maus. Haben wir nicht genug Sorgen? Dieses Kinderheim hing ihm wie ein Mühlstein am Halse. Der Teufel soll die ganze ... ja, Bande, warum nicht herausschreien? Ohne eine Lösung geht die Sache schief. Die Oberärztin, dieser Satansbraten, hatte ihn immer mehr mit ehrgeizigen Redensarten aufgeputzt. Nein, Junge, komm. Nicht die oder ein anderer ist schuld, du mein Junge. Dabei griff er sich ins Gesicht.

Der Rausch aus Fanfarengeschmetter, zündenden Ansprachen und markigen Sprüchen war verflogen. Er nahm sein Tagebuch und schrieb, wie schon seit seiner Studentenzeit, alles das ein, was ihn bewegte. Sollte er nicht lieber dieses sentimentale Geschreibe verbrennen? Aufgeschriebenes kann zum Verhängnis werden. Er tat nichts dergleichen. Zu sehr liebte er seine aufgeschriebenen Erinnerungen. War er nicht einer der Verführten? Einer jener, die die ärztliche Karriere auf einer Irrlehre aufbauten? Er war damals, in den dreißiger Jahren, zermürbt gewesen vom Parteienhader, vom Feilschen der Politiker, die nicht und nicht imstande waren, den Karren aus dem Dreck zu ziehen. Parteiarmeen lieferten sich täglich Schlachten. Sie schlugen sich die Köpfe blutig. Der Haß gegen die Herrschenden bekam durch eine ungeahnte Massenarbeitslosigkeit Auftrieb.

Und dann kam er – der Führer! Erst ins Reich und dann kam er über sein Vaterland. Die Fabrikstore öffneten sich wieder, das Heer der Millionen Arbeitslosen schmolz im Nu zusammen. Er jubelte, seine Freunde waren vor Begeisterung über die »Wunder« des Führers außer sich. Und die meisten westlichen Demokratien erwiesen dem neuen starken Mann ihre Referenzen. Also mußte doch alles in Ordnung sein. Ja, diese Ordnung, diese sprichwörtliche deutsche Ordnung machte sich bald bemerkbar. Er hob wie Hunderttausende die Hand zum Hitlergruß.

Er, der unbedeutende Student, schrie »Heil!« und sein Herz raste vor Begeisterung. Er wußte nichts von Staatsfeinden, die in Viehwaggons Richtung Konzentrationslager fuhren. Warum sollte er auch, wenn sich die Welt, mit wenigen Ausnahmen, blenden ließ? Jetzt rüttelte er verzweifelt an den Gittern einer verlogenen Ideologie. Er wollte doch nur seinen Traum einer umfassenden Forschung verwirklicht sehen. Eben dieser Traum ließ ihn nicht wahrnehmen, auf welche Abenteuer er sich da einließ. Was sollte er seinem Gott antworten? Ich habe für das Wohl der Menschheit gehirngeschädigte und sonstige geistesranke Kinder, einschließlich eher harmloserer Fälle, getötet? Er konnte sich keine Antwort des Allmächtigen vorstellen.

Den Tagen folgen bekanntlich Nächte. Nächte, die den Flügelschlag der gefallenen Engel spüren lassen, jener Engel, die sich wie die Menschen aus Arroganz und Eitelkeit über IHN erheben.

Das Stöhnen der kleinen Buben aus dem weiß gekachelten Raum, wo die aufgezogenen Spritzen ihnen den Tod brachten, ließ ihn nicht schlafen. Ruhelos warf er sich von einer Seite auf die andere. Er drehte das Licht an und ging gereizt im Zimmer auf und ab. Mit jedem neuen Tag kamen die Russen näher. Mit jeder neuen Stunde wurde er mit der nackten Angst konfrontiert. Er wußte, was ihm bevorstand, wenn die Russen kommen würden. Instinktiv griff er sich an den Hals.

Besonders ärgerte ihn, daß dieser Judenbub Reisenbaum von der Gestapo abgeholt worden war. Damit war seine letzte Hoffnung auf ein brauchbares Alibi für seine Handlungen entschwunden. Die Gestapo hatte ihm einen dicken Strich durch seine Rechnung gemacht. Aber vom Sinnieren wurde seine fatale Lage auch nicht besser. Nach langen Überlegungen beschloß er, abzuhaufen. Also eine Flucht. Eine Flucht vor den Russen und vor seiner Verantwortung. Alles in der Welt hätte er eher ertragen, als diesen Bolschewiken in die Hände zu fallen.

Wieder rollten die Räder, aber nicht mehr für den so oft prophezeiten Sieg, sondern westwärts, weg, fort von der immer rascher anrückenden Roten Armee. Die höchsten Herren, die sogenannten Goldfasane, setzten sich samt Anhang pausenlos ab. Wien erlebte den größten Auszug von Machthabern seit der Tür-

kenbelagerung. Wieder, so lautete die offizielle Angstparole, mußte sich das abendländische Wien gegen Feinde aus dem Osten verteidigen. Die schaurigsten Geschichten über die menschenfressenden und deutsche Frauen und Kinder schändenden Barbaren aus dem Osten wurden in Umlauf gebracht.

Das Reich, die Ordnung, das System begann zu zerbrechen. Die Ratten verließen das sinkende Schiff. Am liebsten hätten die Verantwortlichen, die auf der Flucht waren, sich ein neues Aussehen zugelegt.

Die Atmosphäre im Heim veränderte sich. Wir Zöglinge verstanden nicht das Kommende. Es war uns völlig unklar, was nach der Zeit des Nationalsozialismus kommen könnte. Aber im Grunde hatten wir nur einen Gedanken: Freiheit!

Mehr und mehr änderten die Erzieherinnen Tonfall und Methoden. Das kaum bislang verwendete »Bitte« bekam einen neuen, größeren Stellenwert. Wir hatten alle ein eingesperrtes Denken. Wir träumten wohl von einer Freiheit, aber wie sie sein sollte, war uns schleierhaft. In unseren Gedanken war diese Freiheit eher eine Art Bubenfreiheit, zusammengesetzt aus Räuber und Gendarm-Romantik: in zügelloser Art und Weise leben zu können.

Noch wurden vereinzelt Schläge ausgeteilt. Noch wurden Mitzöglinge von uns abgesondert. Nach wie vor, und ohne jede Erklärung, Wir hatten immer nur zu gehorchen und sonst nichts.

Ein neuer Morgen kam: Kam er wirklich? Der Tod hatte sich mit seiner ihn begleitenden Angst in die Herzen der überlebenden Zöglinge des Spiegelgrunds eingenistet.

Angst überfiel mich, packte mich wie ein Schüttelfrost. Angst vor der Überquerung einer Brücke, Angst vor Tunnel. Angst vor den Erwachsenen und vor allem Angst vor Mißhandlungen. Angst und Aggressionen machten sich in mir breit. Aber wen interessierte schon das Leid eines geprügelten Kindes, man mußte doch aufpassen, immer an die Karriere denken, immer anpassungsfähig sein, immer sein Bewußtsein belügen und vor allem sich immer eines sagen: die anderen waren schuld!

Auf dem Weg zur Sonderschule kam mir der Oberarzt entgegen. Er sah mich, lächelte und meinte etwas jovial: »Bist du nicht der Kaufmann, der Freund des Reisenbaum?«

»Ja!« war meine sehr kurze Antwort. Dabei stieg ich verlegen von einem Fuß auf den anderen. »Weißt du ...«, setzte der Arzt, bekleidet mit einem weißen, offenen Mantel fort, »Juden ... hm, wie soll ich es dir erklären ... haben ... nein stehen im Ruf, und ich weiß, daß viele Menschen so denken, daß sie nur kommandieren – anschaffen, aber selber nichts arbeiten wollen und vor allem nie selbst ins Feuer gehen.«

Ich stand völlig fassungslos vor dem Gott im weißen Mantel. Schaute in sein rundliches Gesicht und merkte, wie hinter der randlosen Brille seine Augen meinen Blicken auswichen. »Nun, Junge, warum ich dir das sage ... nun ... da ich nicht will, daß über mich ein falsches Bild entsteht!«

Er stockte, gab mir einen leichten fast zärtlichen Backenstreich und meinte, verlegen wie ein Schuljunge: »Heute ist mir so ... ich habe euch gern, ihr Kinder – lieber, als ihr ahnt!«

Ich stand wie angewurzelt. Hatte Zeit und Raum vergessen. Warum, oh Gott, warum redete dieser Arzt so mit mir? Nie wäre mir eine Situation, wie ich sie nun erlebte, in den Sinn gekommen. Das hatte es nicht einmal in meinen kühnsten Träumen gegeben. Ich ahnte den Grund. Die Russen kamen immer näher.

Reisenbaum, mein bester Freund, war weg. Von zwei Männern abgeholt. Der Mann hatte Angst, ganz einfach Angst. Er wollte mich zum Verbündeten, mich, einen kleinen unbedeutenden Zögling, zum Zeugen für seine, wie er meinte, gute Art zu leben und zu handeln. Mit Schaudern dachte ich daran, welche Macht dieser Mann hier ausübte, wie gefürchtet er war. Jeder von uns ahnte in der Tiefe seines Herzens, welche Befehle dieser Mann ausführte. Er führte diese Befehle, diese sogenannten wissenschaftlichen Arbeiten, nicht an Ratten und Meerschweinchen aus, sondern an uns, an Kindern. Und doch tat er mir leid. Der Mann hatte sich verändert. Seine zur Schau getragene Selbstsicherheit schien wie weggeblasen. »Bist ein lieber Bub. Hast du keine Eltern, die dich hier rausholen könnten?«

»Ja, einen Vater und eine Stief ...«. Dann versagte meine Stimme. »Aber Junge, nicht doch! Alles wird gut. Geh in deine Schule. Schnell, sonst bekommst du noch Schimpfer!«

Meine Füße wollten nicht. Meine Beine waren wie Blei. Mit aller Gewalt marschierte ich los und eilte dann doch im Lauf-

schritt zur Sonderschule. Der Mann war mir ein Rätsel. War er doch nicht so, wie man im Heim munkelte?

In der Sonderschule versuchte nun, an Stelle der Lehrerin Grüner, eine alte, stets grantige Frau, uns unter einen Hut zu bringen. Meine Gedanken rutschten, wie auf einer Eisfläche, in meinem Kopf hin und her. Ich war nicht imstande, mich auf den Unterricht zu konzentrieren. Das merkte auch die alte Schachtel. Da gab es für mich Strafe über Strafe. Ein Schönschreibheft nachschreiben, eine Rechenaufgabe und einen Aufsatz: Wie benimmt man sich in der Schule? Die Strafen nahm ich wie das Amen im Gebet hin. Das änderte aber nichts daran, daß meine Gedanken bei dem Oberarzt waren. Am Abend vor dem Einschlafen ließ ich mir alles, was ich erlebt hatte, durch den Kopf gehen.

Vater

Mein Vater besuchte mich abermals. Er versprach wieder einmal, mich aus dem Heim zu nehmen. Ich glaubte es ihm nicht. Überhaupt – die Erwachsenen sind fast alle Lügner. Ich erklärte meinem Vater, für einen elfjährigen Buben schon ganz gewagt: »Ich pfeife auf die Erwachsenen, ich traue keinem über den Weg.«

Mein Vater war erstaunt. Ihm gefiel das nicht. Doch ich redete weiter: »Du hast mich nicht aus dem Heim genommen und dich nicht um mich gekümmert – und jetzt entdeckst du deine Vaterliebe!«.

Mein Vater sprang auf und rüttelte mich an der Schulter. Zornig sagte er: »Bub, was sind das für Redensarten! Redet man so mit seinem Vater? Wo hast du das her? Ist das die Frucht der Erziehung hier?« Ich senkte meinen Kopf und schämte mich. Immerhin hatte er sich um mich gekümmert. Doch meine Wut ließ mich aufbegehren.

Mein Vater wurde ruhiger, drehte sich um, und ich merkte, er weinte. Nun schienen die Rollen vertauscht. Ich tröstete ihn. Umgekehrt hätte ich es mir eher erwartet. Die zwei Stunden, die mein Vater bei mir auf Besuch war, reichten kaum aus, in mir dankbare Gefühle aufkommen zu lassen. Schuld daran war das seichte Geplauder, das er mit einer Erzieherin führte. Er lobte ihre Güte und Ausdauer, machte ihr sogar bezüglich ihres Äußeren Komplimente. Mit einem Wort, er war ein Schmeichler sondergleichen. Ich war entsetzt. Ja, am liebsten wäre es mir gewesen, Vater wäre gegangen, denn in meiner gekränkten Kinderwelt gab es keinen Platz für Leute, auch wenn es mein Vater war, die Erzieherinnen gut und schön empfanden. Daß er es nur um meinetwillen tat, begriff ich nicht. Die Erzieherin lächelte. Immer wieder versicherte sie lautstark meinem Vater, wie gut sie es mit den Kindern meine. Und im Grunde sei ich ein lieber, braver Junge. Folgsam und unkompliziert.

Wenn man die Unterhaltung der beiden als Außenstehender gehört hätte, hätte man meinen können, in diesem Heim herrschte permanente Urlaubsstimmung. Lustig und heiter schie-

nen hier die Tage für Kinder zu verlaufen, abgeschirmt von der Not eines totalen Krieges. Und die Zöglinge hätten nur die Güte und Liebenswürdigkeit der Erzieherinnen zu genießen. Wir wurden, und das war die Realität, wie dressierte Äffchen abgefragt. Und wehe, wir hätten etwas Schlechtes über dieses Heim oder gar über die Erzieherinnen gesprochen.

Wir gehorchten. Wir schwiegen. Wir erduldeten. Aber mein Vater konnte doch, um alles in der Welt, das Geflöte dieser Erzieherin nicht für bare Münze nehmen! Mein Vater, ein großer, stattlicher Mann, mit einer Liebe, mit einer Liebe, die sich mehr in Tatsachen als in Worten ausdrückte, war nicht glücklich, seinen Sohn hinter Heimmauern zu sehen. Doch sein Wankelmut bei Entscheidungen verzögerte die Erlösung für mich. Mein guter Papa war das Opfer seiner Selbstüberschätzung. Nein, ich bin ihm nicht böse. Vielleicht war ich zornig. Aber eines vermißte ich: die Liebe.

Liebe, was war das? Eine Erscheinung des Himmels? Oder etwas aus dem großen, dicken, goldenen Märchenbuch? Ich wußte es nicht. Diese gütige Fee, die Liebe, war mir nie begegnet. Ich wurde wohl geboren, das war aber auch schon alles!

In aller Früh schon leuchtete die Sonne durch die Gitterstäbe. Das junge Grün der Bäume vor den Fenstern des Pavillon 18 machte mich hoffen. Der Besuch meines Vaters trug zu meiner besseren Stimmung bei. Ich stellte mir vor dem Fenster die grünen Wiesen und im Bunt der ersten Blumen Frauen in schönen Kleidern vor. Es mußte doch wunderbar sein, wenn alle Menschen jetzt im Frühling heiter, gelöst durch die erwachende Natur schritten, ein Lied auf den Lippen, und die Mädchen den Burschen schelmische Blicke zuwarfen. Ja, es müßte ... Ich zog den Ärmel meines baumwollenen Nachthemdes hoch, schaute auf meine Arme, stellte fest, daß die noch weit entfernt von männlicher Muskulatur waren. Ich war ein Hühnchen und kein starker, kraftstrotzender Junge. Nichts an mir glich dem Idealbild des starken, unerschrockenen deutschen Jungen. Aber meine hellblonden Haare und blauen Augen ließen mich in die Nähe dieses Ideals gelangen – ein Umstand, den ich später verdammte. Im Grunde meines Herzens wollte ich dunkle Haare, braunen Teint und vor allem Augen haben, die schwarz wie die Nacht waren. Und der

Name Alois war mir zu zahm, zu heilig. Lieber hätte ich Peter oder Robert geheißen. Nur Träume ...

Auf meinem weißen, blaugestreiften überlangen Nachthemd war der Stempel »Spiegelgrund« aufgedruckt. Selbst dieses Nachthemd machte mich also zu einem Zögling des Heimes für schwererziehbare Kinder.

Über dem Kopf tanzten die Sonnenstrahlen, die den feinen Staub aufleuchten ließen. Der Staub der Seele war in mir, um mich; doch jetzt und augenblicklich war ich mit dem Frühling beschäftigt. Meine Gedanken gingen über Wiesen und Felder, hin zu einer Frau ... war es meine Mutter? Heute hatte ich keine aggressiven Empfindungen. Ich war lammfromm. Heute hatte ich Wünsche in meinem Herzen, die mich aus diesem bedrückenden Pavillon entfliehen ließen.

Die neue Zeit

Nun erwachte ein Mitzögling nach dem anderen. Aus war es mit der Ruhe. Die Phantasie versteckte sich in einer Falte meiner Seele. Der morgendliche Wirbel begann. Lärm umtoste mich wie eine wilde Brandung des Meeres. Die Schaumgebirge leerer, dummer, ordinärer Worte machten mich fix und fertig. Doch einer von den Lärmenden hielt inne. Horchte. Rief wie ein Wahnsinniger: »Hört, hört, die Erzieherinnen sind weg. Ich glaube, die sind abgehauen!«

Mehr brauchten wir nicht zu hören. Wie eine Bande wildgewordener Radaubröder rannten wir über die Gänge, stürmten die Teeküche und plünderten alles Eßbare, was uns in die Hände fiel. Jeder Winkel des verhaßten Pavillon 18 wurde durchsucht. Wir glaubten nicht recht an unsere Freiheit. Doch mit jeder Minute steigerte sich die Gewißheit: das Personal hatte sich aus dem Staub gemacht. Der Übermut kannte keine Grenzen. Das ganze Mobiliar wurde in Minuten kurz und klein geschlagen. Besonders das Dienstzimmer der Erzieherinnen war das Ziel unserer grenzenlosen Zerstörungswut. Wir wurden zu kleinen, wilden Wölfen.

Ein Tag und eine Nacht ohne Aufsicht. Bei vielen Zöglingen brach oft jahrelang aufgestaute Wut, wie glühende Lava aus einem Vulkan. Anfangs eher passiv, begann ich mich dann doch mehr und mehr an dem Geschehen zu beteiligen.

Gerade war ich dabei, aus dem weit aufgerissenen Fenster unflätige Worte zu brüllen, da stockte mir der Atem. Fremde Soldaten mit mongolenhaften Gesichtszügen kamen auf den Pavillon zu. Sofort schaltete sich bei mir der Gedanke der Nazipropaganda ein: Die Barbaren, die Menschenfresser aus dem Osten kommen!

Ich sprang vom Fenster und schrie, als würde mich jemand umbringen. Meine Mitzöglinge schauten mich entgeistert an und wußten nicht, was da los sei. Ich zeigte stumm, und bleich im Gesicht, zum Fenster. Dort lächelte einer dieser »Mongolen« zu uns herauf und hielt Zigaretten in der Hand, die er uns schenken wollte. Wir warteten ab. Die Angst stand jedem von uns ins Gesicht geschrieben. Die kleinen, gedrungenen Soldaten kamen

mit offenem Blick und einer ihnen kaum zugetrauten Herzlichkeit auf uns zu.

Nach wenigen Minuten des Mißtrauens unsererseits war das Eis gebrochen. Wir begriffen: Es gibt keine Feinde, nur das eingepflanzte Mißtrauen schafft Feindbilder!

Einige der Größeren pafften, unter Husten und Zittern, Zigaretten. Es stank scheußlich. Da tauchten schon einige Männer in Zivil auf. Besonders auffallend waren ihre rot-weiß-roten Armbinden. Einer der Männer blieb mir besonders im Gedächtnis. Er war groß und trug einen braunen Ledermantel. So etwas hatte ich schon gesehen. Er war unrasiert und ungepflegt. Besonders seine schmutzigen Fingernägel flößten mir nicht allzuviel Vertrauen ein. Sein hervorspringendes, kantiges Kinn machte auf mich den Eindruck von Härte. Das hatte ich schon mehr als genug erlebt. Dann begann er mit metallischer Stimme zu reden. Wir hörten Worte, aber der Inhalt war uns fremd, fremder als der fernste Stern: Antifaschismus, Republik, Demokratie, Arbeiterklasse, Sozialismus, Internationalismus und – und – und ... Wir standen stramm wie eh und je, ich war enttäuscht und begann zu heulen. Da kam der Mann auf mich zu und sagte energisch: »Ein zukünftiger Kämpfer für die Arbeiterklasse heult nicht!«

Ich war entsetzt. Hatte ich diese Redensarten nicht schon, nur unter anderen Vorzeichen, gehört? Das war also die neue Zeit. Doch eines wurde mir trotz aller Enttäuschungen klar: Der Pavillon 18 und der Spiegelgrund hatten aufgehört zu existieren! Das Erziehungsheim für schwererziehbare Kinder »Am Spiegelgrund« war aufgelöst. Es wurde seinem ursprünglichen Zweck einer psychiatrischen Klinik zurückgegeben.

Ich stand am Eingangstor des Pavillon 18. Mir wurde gesagt, ich müsse warten, mein Vater würde mich holen. Andere Zöglinge wurden mit einem großen Autobus in ein anderes Erziehungsheim überstellt. Eine ältere Frau sagte mit viel Getue, sie sei Fürsorgerin, und das neue Heim sei demokratisch geführt und schön. Unter keinem dieser Begriffe konnte ich mir etwas vorstellen. Nur eines fand ich sehr blöd: ein Erziehungsheim als schön zu bezeichnen.

Der Tag des Abschiedes war ein herrlicher warmer Tag. Die Pracht der Natur ließ die Vorstellung, daß hinter den Mauern des Pavillons Grauenhaftes geschehen war, kaum zu.

Nun stiegen sie ein, meine einstigen Leidensgefährten. Blaß, mißtrauisch, etwas gedrückt, dachten sie sicher an ihr nächstes Heim. Die Kartons, in dem ihre Armseligkeiten verpackt waren, gaben dem Ganzen Wehmut und Trauer. Einige meiner Kameraden gaben mir die Hand, andere grüßten nur flüchtig und zwei gingen groß- und wortlos an mir vorüber. Mir konnte es recht sein.

Da kam auch schon Vater um die Ecke. Er lachte und sagte in bester Laune: »So, mein Sohn, ab heute bist du bei uns, und zwar für immer!«

Ich schwieg trotzig. Meine innere Einstellung war voll Mißtrauen. Mein Vater versuchte, mir über mein blondes Haar zu streicheln. Ich zuckte zurück. Er wurde verlegen. Seine anfänglich gute Stimmung wich der Nachdenklichkeit. Vorerst schweigend gingen wir durch das Tor. Das Schild mit der Aufschrift »Heim für schwererziehbare Kinder – am Spiegelgrund« wurde gerade von zwei Arbeitern in blauen Mänteln abmontiert. Hunderte Male hatte ich mir diesen Augenblick gewünscht. Und jetzt? Wo war die überschwengliche Freude über die gewonnene Freiheit geblieben? Just in diesem Moment wünschte ich mir, meine Mitzöglinge zu sehen. Aber über all meinen eigenartigen Wünschen stand der, Herbert Reisenbaum umarmen zu können. Ihm trauerte ich mehr als allen anderen nach. Die Gedanken an ihn ließen mich weinen. Mein Vater glaubte, ich weine aus Freude. Ich ließ ihn in dem Glauben.

Im Innersten meiner Brust wünschte ich mir Reisenbaum und einige gute Kameraden herbei. Mein Innenleben war auf dieses Heim ausgerichtet. Für mich gab es keine Familie, kein Zuhause. Dieses grausame Heim, so entdeckte ich in mir, war mein Zuhause geworden. Die Mauer der Angst und des Mißtrauens, die ich um mich baute, war zu groß und zu fest, um in einigen Minuten, Tagen oder Jahren abgetragen werden zu können. Mein Vater hätte das wissen müssen. Er wußte nichts. Er handelte nur. Manchmal war sein Unwissen über mich erschreckend.

Die Brücke kam näher. Abgründe taten sich auf. Mein Vater merkte meine Veränderung. Er fragte: »Ist dir schlecht? Hast du Hunger?«

Ich konnte kaum antworten. Mein kleiner, schwächlicher Körper wurde von einem Zittern erfaßt, und die Angst ließ mich nicht reagieren. Meine Hände umklammerten die meines Vaters. Meine Bubenhände waren nun in den großen starken Händen meines Vaters. Und trotzdem, die Angst vor der Brücke wich nicht. Die Brücke, es war die Brücke über die Verbindungsbahn, schien kein Ende zu nehmen. Ich fühlte mich von den Leuten, die uns begegneten, beobachtet. Mir schien, als würden sie sagen: Heimkind, schwererziehbares Kind, unfolgsames Kind, ein Bub, der nichts taugt. Mein Vater schaute mich besorgt an und erzählte und erzählte, weiß Gott, was er redete. Es war nur zu klar, er wollte mich ablenken. Zwecklos, meine Gedanken verbohrten sich in eine Situation, die es aber nur in meiner Angst gab. Aber ich war und war nicht imstande, mich aus dieser Zwangslage zu befreien.

Endlich waren wir über der Brücke. Alle Angst fiel mit einem Schlag von mir. Ich löste mich aus der großen starken Hand meines Vaters. Er schien mir unsicher, ich hatte das Gefühl, er wolle etwas gut machen. Nach der Brücke war ein Park. Vater schlug vor, ein wenig zu rasten. Das war natürlich ein Vorwand, um mir etwas mitzuteilen, vorsichtig, wie wenn jedes Wort aus Gold wäre. Er erzählte mir von seiner Kindheit. Er mußte für seinen Stiefvater stehen gehen. Seine Jugend war ein immerwährender Versuch, dem Gefängnis zu entfliehen. Dann kamen seine glücklichen Jahre. Er verdiente als Geschirrhändler sehr gut, was für die dreißiger Jahre eine Seltenheit war. Nach einer kurzen und kinderlosen Ehe mit einer anspruchsvollen, schönen Blondine kam die Scheidung. Vater mußte sich einer langwierigen Spitalsbehandlung unterziehen, den Grund erfuhr ich nicht. Doch das war sein Glück, er wurde bei der Einberufung als Soldat nach 1939 als wehruntauglich eingestuft. Aber die NSDAP befahl meinem Vater, Kriegsdienst abzuleisten. Er wurde gezwungenermaßen in eine Bombenfabrik abkommandiert.

Er schuftete 14 Stunden in diesem Rüstungsbetrieb. Er arbeitete an einer Metallpresse, wo er mit seinem gesamten Oberkörper das Arbeitsmaterial hinein legen mußte und durch einen Druck

mit dem rechten Fuß die Presse hinunter sausen ließ. Hätte er sich nur einmal geirrt, sagte er, wäre von ihm nur ein Blutklumpen übrig geblieben.

Vater mußte meine mißtrauischen Blicke bemerkt haben. Er sagte, ziemlich erregt: »Schau mich nicht so vorwurfsvoll an, Bub. Du hast keine Ahnung, was die Nazis für eine Macht hatten. Antschi, meine zweite Frau, und ich haben dich aus dem Heim nicht heraus bekommen.« Ich zweifelte daran.

Die Stadt wirkte grau. Die Wunden des Krieges zeigten sich auf Schritt und Tritt. Leute mit Handwagen kamen uns entgegen, beladen mit ein paar Habseligkeiten. Russische Soldaten mit Mädchen gingen lachend an uns vorüber. Frauen schauten mit verhärmttem Gesicht aus Haustoren heraus. Es schien mir, als würden sie auf die Heimkehr ihrer Söhne oder Väter warten. Wir gingen zu Fuß. Die Straßenbahn fuhr noch nicht. Die Drähte der Oberleitung hingen zu Boden. Bei der nächsten Gasse, knapp vor meinem neuen Zuhause, lag ein verendetes Pferd. Mir graute.

In meinem Magen rumorte es. Mein Vater blieb stehen, wischte mir den Mund ab und sagte geradezu feierlich: »Paß jetzt gut auf, bald sind wir bei Mutter! Stiefmutter klingt böse.«

Ich schaute ihn mit großen, ängstlichen Augen an. Darauf mein Vater: »Brauchst keine Angst zu haben. Sag' aber Mutti, bitte! Sie wird sich freuen!« Ich kam mir wie ein Regenwurm vor, dem das Aufpicken durch die Hühner bevorstand.

Nun sah ich das gelbe Haus, wie es mir mein Vater beschrieben hatte. Angst, neuerliche Angst, wie auf der Brücke, überfiel mich. Vater mahnte mich, vernünftig zu sein. Wir kamen zur Wohnungstür. Er klopfte, die Türe öffnete sich und ich sah eine Frau mit braunem, gesundem Gesicht und kurz geschnittenen Haaren. Sie lächelte und begrüßte mich sehr freundlich. Doch meine Reaktion war Schweigen. Überganglos reichte sie mir ein Schmalzbrot, ging auf meinen Vater zu und sagte flüsternd, da ich es nicht hören sollte: »Ein lieber Bub, aber ganz verschreckt. Schade, dass der Bub so lange im Heim war. Wirklich schade!«

Auf einer weiß gestrichenen Kohlenkiste sitzend, aß ich mein Schmalzbrot. Meine Gefühle waren hin- und hergerissen. Das Schmalzbrot war etwas Gutes, aber dieser Frau traute ich nicht ganz.

Vater sagte lieb, aber mahnend: »Iß nicht so gierig. Hier nimmt dir niemand etwas weg!«

Nun, das Zuhause war erreicht. So oder so. Meine ersten Schritte außerhalb des Heimes waren zaghaft; aber auch der kleinste Schritt, fest gegangen, führte zum Ziel. Über meine leibliche Mutter wurde keine Silbe gesprochen.

Vielleicht lagen manche Fälle anders, aber in der Bandbreite depressiver, schwer neurotischer Zwangsgedanken verlief das Leben der meisten Heimkinder, die ich auch später, als Erwachsene, kennenlernte. Wir haben das Zeichen. Wenn es auch die Umwelt nicht sieht, wir, die Heimkinder sehen es, wir fühlen unsere Gemeinschaft, zusammengeschweißt aus der Verzweiflung schrecklicher Kindertage. Wir sind auch nicht ganz normal. Im Sinne einer Leistungsgesellschaft bin ich, zum Beispiel, einfach zu wenig produktiv. Der Mechanismus der Selbstzerstörung ist immer, oft sehr überraschend, tätig. Man schlägt die Hand, die man liebt.

Die Stiefmutter erwies sich bald als gute Frau. Sie war einfach, ihre Schulbildung eher mäßig. Aber ihr Wille, mich zu einem Menschen zu machen, ließ manche Erziehungsmängel an meiner Person übersehen. Die Kindheit war zu Ende. Ich kam in die Lehre.

Schatten

In irgendeiner Nacht weinte ich. An irgendeinem Tag schöpfte ich Hoffnung. Meine Jugendjahre waren innerhalb der Lehrzeit nicht aufregend. Ich lernte. Ich ging arbeiten. Fügte mich schlecht und recht dem Elternhaus. Und doch wuchs in mir die Sehnsucht, mehr zu tun als das Übliche. Raus aus der Masse. Ich begann zu schreiben. Zaghafte, stümperhafte, sehr erotisch und vor allem sehr spontan. Meine Eltern zeigten nicht das geringste Interesse an meinen wirklichen Sehnsüchten und Wünschen.

Einmal hatte ich eine Idee. Ich wollte evangelischer Missionar in Afrika werden, der die Heiden bekehrte. Mein Konfirmandenunterricht brachte mich auf solche Gedanken. Doch bald erlosch das Feuer. Und mein Missionsdrang verging, wie der erste Flaum im Gesicht eines Jungen.

Es war ein erster Mai. Blauer Himmel überspannte die Stadt. Für mich war es ein Feiertag. Ein Tag, an dem ich den grantigen Chef nicht ertragen mußte. Meine Eltern blieben zu Hause. Sie redeten von einem Spaziergang. Sofort ergriff ich die Flucht. Spaziergänge hatte ich im Heim zur Genüge erduldet.

Ziellos schlenderte ich mit hunderten Gedanken im Kopf Richtung Innere Stadt. Es war gegen zehn Uhr vormittags. Vom nahen Rathaus hörte ich Marschmusik, lautes Stimmengewirr und das Brüllen von mir gänzlich unverständlichen Parolen. Ich wurde neugierig. Seit meiner Heimzeit interessierte ich mich weder für Aufmärsche noch für zündende Ansprachen. Mein Herz und mein Hirn waren gegenüber solchen, wie ich meinte, »Kasperliaden« immun. Eigentlich war ich gegenüber der »neuen Zeit« ziemlich reserviert.

Vor mir tauchten Burschen und Mädchen in blauen Blusen und mit roten Halsbändern auf. In ihren Händen hielten sie Fahnen. Knallrote Fahnen, die sich im Wind um die Köpfe der jungen Leute schlangen. Ein lustiges Bild. Die Mädchen lachten auf. Ihre Stimmen klangen wie der helle Ton von Glocken. Die Burschen zeigten unentwegt ihre Begeisterung. Ihre Augen leuchteten, als der Wind die Röcke einiger Mädchen hob.

Alles das hätte mich gefreut; doch die Fahnen und die Uniformierung machten mich nachdenklich. Ich erinnerte mich: Fahnen, Lieder, aufpeitschende Reden über Volk, Führer und Vaterland und vor allem das Heil auf den geliebten Führer war noch in meinen Ohren.

Enttäuscht ging ich in einen nahegelegenen Park. Dort glaubte ich, mich beruhigen zu können. Fahnen, blaue Blusen, rote Fahnen hatten mich unruhig gemacht – etwas verwirrt. Von einer nahen Bank kamen Gitarrenklänge. Eine Schar junger Mädchen und Burschen sang ein Lied. Erst wollte ich nicht hören, doch dann schenkte ich diesem Lied meine Aufmerksamkeit.

»Wir sind Arbeiter von Wien!

So flieg du flammende, du rote Fahne
voran dem Wege, den wir ziehn.«

Das Lied und die Vortragsweise der Gleichaltrigen zeugte vom Stolz der Arbeiterklasse.

Ein Bursch aus meiner Nachbarschaft drängte mich bald darauf, zu einem »Heimabend« mitzugehen. Als er merkte, daß ich zögerte, meinte er mit einem schelmischen Lachen: »Dort gibt es sehr fesche Mädchen!« Das machte mich neugierig. Besser, in einer Gesellschaft von Mädchen zu sein, als zu Hause das große Lamento zu hören.

Der Heimabend war nicht umwerfend, und die feschen Mädchen stellten sich als unausgegorene Schulmädchen heraus. Doch der Abend hatte ein Positives: ich entfernte mich von meiner Selbstbetrachtung. Nach einigen Heimabenden freundete ich mich mit dem Gruppenobmann Pauli an. Dieser Pauli veränderte mein Weltbild.

Einige Zeit war diese Bewegung für mich die Rettung. Hätte ich damals nicht Freunde gefunden, die mich und meine Fähigkeiten erkannten, dann, ja dann wäre ...

Der Spiegelgrund schien aus meinem Bewußtsein verdrängt zu sein. Meine Außenseiterrolle war einer ehrlichen Bemühung, einer Gemeinschaft zu nützen, gewichen.

Der Himmel war blau. Mein Leben war angenehm geworden. Zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich mich selbst verwirklichen. Freunde, Kameraden, Genossen begleiteten mich, hüteten meine sehr leicht verletzbare Seele, und die politische Zu-

kunft schien gesichert. Dankbar hätte ich rufen müssen: Mein Schicksal, ich bin zufrieden. Danke!!!

Im Büro, in dem ich schon einige Zeit arbeitete, lernte ich Fritz kennen. Der Satan selbst mußte mich zu dieser Freundschaft geführt haben. Ich zog in dramatischer Weise von zu Hause aus. Das neue Quartier erwies sich als der Anfang einer neuen Leidensgeschichte für mich. Von jeder elterlichen Ordnung befreit, schnappte ich über.

Irgendwann lernte ich die Vampire der Großstadt kennen. Ich war jung, und meine Seele war gierig. Außer diesem Fritz lernte ich einen Wahnsinnstypen kennen. Eine Nummer, der mit mir eine – seine Nummer – abzog. Die Nächte haben so ihre eigenen Gestalten, Orte und Sitten. Männer und Frauen tauchten vor meinem Gesicht auf, wie ich ihnen höchstens einmal in Angstträumen begegnet war.

Dieser Fritz, mein neues Idol, spielte auf meiner Seele seine Melodie!

Auf der Kärntnerstraße – es war Vormittag, eine Tageszeit, die ich allzu oft verschlief – traf ich eine Genossin. Das Mädchen stellte mich zur Rede, nicht sehr fein, aber dafür ausgiebig ehrlich. Ich schämte mich.

Dieses Mädchen, das in jungen Jahren an einer furchtbaren Krankheit verstarb, war lange für mich so etwas wie das Gewissen der Organisation. Noch einmal kehrte ich in die Gemeinschaft zurück. Doch diesmal war das Feuer schwächer.

Welche erbärmliche Maskerade war doch diese meine Freiheit!

Ein Schattenspiel halbkrimineller Verrücktheiten. Ich merkte nicht und nicht, daß ich ein Clown war. Ich war jung, begehrt und vor allem sehr eingebildet. Nein, nicht der oder der waren schuld. Nicht einmal Fritz. Er erweckte nur den aufgestauten Trieb in mir. Die neurotischen Zwänge bildeten die Mauer, hinter der sich der so brave Bub versteckte. Brav sein, Mund halten, immer gehorchen und vor allem sich selbst verleugnen. Ich war zuviel Heimkind, um diese Mauer durchbrechen zu können.

Mein Vater und die Stiefmutter sahen meinen Sturz, unternahmen aber nichts. Fritz verzog – es war unbekannt, wohin. Jetzt war ich allein in der kleinen Wohnung. Allein, auf mich gestellt.

Ich weinte Tränen. Nicht wegen dieses Kerls. Nein, die Einsamkeit überfiel mich. Das Elternhaus hatte ich verlassen, ja geradezu verdammt. Meine Freunde aus der Organisation hatte ich vor den Kopf gestoßen.

Der Pavillon 18 hatte mich eingeholt, wenn auch in anderer Form. Wieder stand ich auf dem langen, spiegelblanken Korridor und schrubkte den Boden. Wieder wurden mir Kommandorufe zugeschrien. Alles drehte sich im Kreise.

Mein Vater besuchte mich. Wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge. Ich war bleich und hungrig.

Es war ein heißer Junitag, Vater brachte mich in meine neue Wohnung. Ich schämte mich. Die Leute schauten mich an. Die neue Freiheit war mehr ein Druck als Befreiung. Zum erstenmal liebte ich meinen Vater.

Nun habe ich die Fenster geschlossen. Der Wind kann nicht mehr ins Zimmer. Alles ist ruhig, nur den ruhigen Atem meiner Frau vernehme ich. Ihr Gesicht, das den Frieden widerspiegelt, beruhigt mich. Läßt meine Seele, die auf Wanderschaft war, zur Ruhe kommen. Finde ich nun den lang ersehnten Schlaf?

Der Morgen zieht herauf, die Pflicht ruft, läßt meine Frau und mich aufstehen. Unser Tagwerk beginnt. Ich gehe zum Spiegel und merke: Jahre kann man nicht verleugnen. Ich trete auf die Straße, lärmender Verkehr umbrandet mich. Das Tosen der Großstadt macht die Seele stumm. Irgendwo gehen Schulkinder. Ich drehe mich um, um die Schatten der Erinnerung nicht wieder zu sehen. Und ich weiß: ich bleibe das gebrandmarkte Heimkind.

Rekapitulation

Eigentlich war ich bemüht, nicht aufzufallen. Es wurde mir klar, umso weniger ich ins Visier der Erzieher genommen wurde, umso weniger bestand die Gefahr, mich ihrem Sadismus auszuliefern. Meine strohblonden Haare und die blauen Augen schienen für mich ein gewisser Vorteil zu sein. Natürlich begriff ich nicht die Rassenlehre. Für mich stand an erster Stelle, mehr zu essen zu bekommen. Der Hunger war mein ständiger Gast. Für ein Scherz-erl Brot mußte man Dinge tun, die ich heute nie getan hätte. Ich war ein zehnjähriger Bub. Der Pavillon war vergittert von oben bis unten. Freiheit war für mich ein Wort, mit dem ich nichts anzufangen wußte. Die Bettnässer, die Stotterer, die Unfolgsamen, die Taubstummen, die mit einem Gaumenspalt Betroffenen, sie alle waren im Visier der Schwestern, der Ärzte und damit stets vom Tod bedroht. Besonders gefährdet waren jene Buben, die mit den Schwestern »frech« waren, Widerstand leisteten.

Wir wußten nichts von den anderen Pavillons des Spiegelgrundes, wir Kinder wurden total von der Arbeit der Ärzte abgeschirmt. Wir haßten das Personal, aber wir haßten nicht den Führer. Adolf Hitler war ein Gott für uns. Und einem solchen Gott mußten wir gehorchen, anbeten und vor allem dienen. Es war eine Art von Gebeten, die ich an den geliebten Führer sandte. »Du lieber Führer, hilf mir gegen die bösen Schwestern. Bitte mache es möglich, daß ich nicht so viel Hunger habe. Ich werde mich bemühen, brav zu sein.«

Meine Lage war hoffnungslos. Nach meiner Geburt war eine Geschlechtskrankheit festgestellt worden, was ich als Kind nicht wissen konnte. Grund genug, um als »unwertes Leben« eingestuft zu werden. Und im Notieren und Registrieren waren die Nazis wahre Meister. Doch von dem ahnte ich nichts. Meine Tränen flossen besonders nachts in das Kopfkissen, das mit Seegras gefüllt war. Die braunen, schäbigen Betten mit den rostigen Betteinsätzen waren wahrlich kein Grund, Freude aufkommen zu lassen.

Als ich im Sommer 1943 für ca. sechs Wochen auf den Pavillon 15 kam, glaubte ich, ich werde verrückt. Lautes Schreien, ununterbrochenes Lallen von drei- bis achtjährigen Kindern, dazu

der Gestank aus einem Urin- und Lysolgemisch brachten mich oft zum Erbrechen. Der Abstand zwischen den Betten betrug an die zwanzig Zentimeter. Die meisten Kinder lagen lethargisch, ins Nichts starrend in ihren Betten. Kein liebes Wort, keine zarten Berührungen. Nur schrille Befehle an die Kinder, die kaum imstande waren, ihre Köpfchen zu heben. Die Schwestern waren gefühllose Wesen. Bestien in blaugestreiften Kitteln. Eines Tages wurde ich ohne viel Aufhebens auf einen anderen Pavillon verlegt. Ein Wunder, denn von Pavillon 15 wurde man meist nur mit grünen großrädigen Totenkarren abgeholt. Das war der einzige Weg aus dem Mordpavillon. Erst nach dem Krieg erfuhr ich von meinem Vater, daß er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, daß ich von diesem Pavillon verlegt werde. Nun begann mein neues Martyrium auf dem Pavillon für schwererziehbare Kinder. Immerhin um eine Chance besser, als auf Pavillon 15.

Alle zwei bis drei Wochen tauchten Ärzte auf. Es wurde eine sogenannte Visite durchgeführt. Wir Buben von sechs bis sechzehn mußten auf dem Gang stramm stehen. Hände an die Hosennaht, und vor allem schweigend verharren. Dann trat ein Arzt mit tadellos geputzten Stiefeln, einem schneeweißen Ärztemantel und aufgestellten Kragen auf uns zu, sah den einen oder anderen oft mit einem Lächeln an und gab in so einer Art Geberlaune mir und ein zwei andere Kindern ein Zuckerl. Das Bild eines Arztes, der Vertrauen ausstrahlte. Doch dann zeigte er auf den einen oder anderen meiner Mitzöglinge. Davor fand ein sehr leises Gespräch mit den Schwestern statt und dann rauschte der Arzt mit seinem Anhang unter einem rauschendem »Heil Hitler« ab. Wir hoben ebenfalls die rechte Hand zum deutschen Gruß.

Wir, die Opfer einer verbrecherischen NS-Politik, verkrochen uns wie eine Schnecke in ihr Haus. Wir wollten oder konnten das einfach nicht glauben. Ich für meinen Teil verschloß die Augen vor der entsetzlichen Wahrheit. Ich heulte jede Nacht, ich wollte fort von diesem Pavillon. Nur einmal sich satt essen können. Und dann die nächtliche Flak Abwehr, die mit ihrem donnerndem Lärm die Pavillons zum Erzittern brachte. Uns wurde erzählt, es diene zum Schutze des Anstaltsgeländes und seiner Insassen. Doch nach dem Krieg erfuhr ich die Wahrheit. Am Gallitzinberg

war der berühmte Baldur von Schirach-Bunker, in dem auch die Luftüberwachung für den Raum Wien untergebracht war.

Wie auch immer, die Abstände der Visiten wurden Anfang 1945 immer kürzer. Die Schwestern tischten uns folgende Lügen auf: Die Kinder, die abgesondert wurden, werden zum »Aufpäpeln« weggebracht. Dann tauchte plötzlich ein Gerücht auf, wir Kinder vom Pavillon der Schwererziehbaren würden per Schiff nach Bayern verschickt. Zum Glück kam diese Aktion nicht zustande. Die Russen standen schon vor den Toren Wiens. Hartheim wäre unsere tatsächliche Endstation gewesen. Die Gaskammern in Hartheim funktionierten tadellos. Einer unserer älteren Zöglinge erzählte uns von dieser wirklichen Endstation. Er wurde sehr bald darauf entfernt.

Dr. Heinrich Gross war ein guter Arzt, ein wahrer »Kinderfreund«. So stellte er sich nach dem Krieg den österreichischen Gerichten dar. Bei einer »Club 2«-Sendung über die Wirkung von Elektroschocks bei geistig Behinderten, erkannte ich Dr. Heinrich Gross. Entsetzt sprang ich von meinem Sessel und rief voller Wut zu meiner Frau: Das ist das Schwein!

Heute muß ich leider feststellen, daß diese Republik einen Arzt, der »unwertes Leben« beseitigte, mit höchsten Orden ausgezeichnet hat. Mir ist es bis heute ein Rätsel, wie eine SPÖ, die Tausende aus ihren Reihen durch die NS-Verbrecher verloren hat, einen Arzt, der als überzeugter Nazi zur »Todessense« für viele Kinder am Steinhof geworden war, in ihre Reihen aufgenommen hat.

Gedanken danach

Im Jahr 1992 stellte eine damals 74-jährige Frau, die während der NS-Zeit ein Jahr in der Arbeitsanstalt »Am Steinhof« angehalten wurde, ihren Antrag auf Entschädigung bei der Wiener Magistratsabteilung 11. Die Antwort der Beamtin lautete: Sie zweifle an der Existenz eines solchen Arbeitslagers, denn am Steinhof sei doch die Psychiatrie. Ich bekam 1991 auf meinen Antrag um eine Opferrente folgenden abschlägigen Bescheid: Alois Kaufmann sei nur wegen seines verhaltensgestörten Verhältnisses zum NS-Regime in der Erziehungsanstalt für schwer erziehbare Kinder am Spiegelgrund angehalten worden.

Im April 1980 habe ich das erste Mal ein Interview in der Arbeiterzeitung über die schrecklichen Zustände »Am Steinhof« gegeben. Die Überschrift dieses Interviews lautete: Kinder-KZ Steinhof. In diesem Interview habe ich detailliert von meinen grausamen Erlebnissen in diesem Heim berichtet. Einige Details dazu: Bei ca. 10 Grad minus im Schnee halb nackt robben, oder mit dem Kopf in die Klomuschel getaucht zu werden bei fließendem Wasser, bis man nach Luft ringt. Oder mit dem HJ-Riemen 30mal auf das Gesäß geschlagen zu werden, bis die blutigen Striemen von den erlittenen Qualen zeugen. Für all diese Folterungen mußte ich mich bei meiner Erzieherin noch bedanken. Wir wurden mit Pulvern versorgt, angeblich Vitamine. Doch nach einer halben Stunde wurden wir müde, abgeschlagen und mußten oft erbrechen. Ich war damals neun Jahre alt. Von der Geburt an venerisch krank. Damit wurde ich nach dem Erbgesundheitsgesetz als unwertes Leben beurteilt.

Was hatte ich so Schreckliches in meiner Schulzeit angestellt? Das Verweigern von Besuchen der Heimabende der Hitlerjugend und das Schulschwänzen. Ja, noch etwas: Ich hatte auf einer schulischen Mitteilung die Unterschrift meiner Pflegemutter gefälscht. Meine leibliche Mutter hat mich von Geburt an auf Pflegeplätze gegeben. Mit vier Jahren wurde ich in Graz auf einem Pflegeplatz von einem Gartennachbarn sexuell mißbraucht. Der Strudel der Erlebnisse begann mich in die Tiefe zu ziehen. Ich wollte nicht brav sein, vor allem haßte ich die Erwachsenen. Mein Benehmen

stand im Widerspruch zur NS-Erziehung. Das alles genügte, um mich auf den Spiegelgrund zu bringen.

Nun, was ist aus mir nach dem Krieg geworden? Wurde ich geliebt, bedauert? Von meinem Stiefvater verständnisvoll behandelt? Nein! Ich schämte mich und erzählte niemandem etwas von meinen grausamen Erlebnissen – wie wir zum Beispiel auf dem Spiegelgrund in Abständen von zwei bis drei Wochen, bei sogenannten Visiten unter der Leitung von Dr. Heinrich Gross, selektiert wurden. Meistens waren es zwei bis vier Knaben, die aus unseren Pavillon weggebracht wurden. Es gingen Gerüchte um, daß diese Kinder zu Versuchszwecken zu Tode gebracht wurden. Dementsprechend meine Angst. Der Spiegelgrund trat in den Schatten des Vergessens – auch bei mir, das Leben nach dem Krieg war hart und voller Entbehrungen. Durch Zufall kam ich zur sozialistischen Jugend Fünfhaus, ein Glück, dann das erste Mal wurde ich von den Gleichaltrigen mit einem gewissen Maß an Würde behandelt. Über die Juden hörten wir in der Partei kaum etwas. Es wurde uns von Auschwitz erzählt, aber das Wort »Holocaust« hatte ich niemals gehört. »Lieber ein anständiger Hitlerjunge als ein Schlurf« (Ausspruch von Peter Strasser, dem damaligen Vorsitzenden der sozialistischen Jugend). Gab es eine sachliche Aufarbeitung der Nazi-Zeit Österreichs? Nein! Wir schwärmten für die russische Revolution, Alkohol war verpönt, amerikanische Musik wurde von uns jungen Sozialisten abgelehnt. Dichter wie Jura Soyfer waren für uns unbekannt. Dafür wurden die Februar-Helden ausführlich verehrt. Weissert, Koloman, Waltisch, Munichreiter, Gerl. Auf sie konzentrierten wir uns politisch. Die Juden waren wohl Opfer des Nazi Regimes, aber ihrem Leid wurde eigentlich wenig Beachtung geschenkt. Besonders schlimm war es mit den Juden, die wieder in ihre Heimat Österreich zurückkamen. Die allgemeine Volksmeinung lautete: Wir haben die Bomben und den Hunger ausgehalten und die Juden kommen zurück, um sich ins warme Nest zu setzen.

Logisch, man brauchte die ehemaligen Nazis wieder als Wähler. Die VDU wurde gegründet, die heutige FPÖ. Sie hatte die Wurzeln im nationalsozialistischem Gedankengut. Dr. Ernst Illing, der Leiter der psychiatrischen Krankenhauses in der Nazi-zeit, wurde wegen der Ermordung hunderter Patienten 1946 zum

Tode verurteilt. Sein engster Mitarbeiter, Dr. Heinrich Gross, glühender Nationalsozialist, wurde mangels an Beweisen von den österreichischen Gerichten freigesprochen. Es kam noch schlimmer: Er wurde Primarius an einigen Pavillons von Steinhof, an denen er seine Tätigkeit im Sinne des NS-Regimes ausgeführt hatte.

Was bringt die Zukunft? Werden nach einer rechtspopulistischen Wende die unheilbar Kranken, die Behinderten, die Alten und jene, die als untüchtig bezeichnet werden, wieder als »unwertes Leben« eingestuft? Wer auch nur einen Spalt des Tores zur NS-Hölle öffnet, muß sich der schrecklichen Konsequenzen klar sein.

Wien, April 1999
Alois Kaufmann

Peter Malina

Dem Vergessen überlassen?

Die Welt der Kinder vom »Spiegelgrund«

Alois Kaufmann hat sich mit seinem literarischen Bericht über den »Spiegelgrund« einen Teil seiner Kindheits-Geschichte von der Seele geschrieben. Die folgenden historischen Anmerkungen verstehen sich ganz bewußt als Nach-Wort. Es geht mir in ihnen darum, einige Aspekte der Kindheitsgeschichte Alois Kaufmanns aufgreifen und ihnen auf dem Hintergrund der vorliegenden historischen Forschungen zur Geschichte der »Erziehung« und des »Erziehungs«-Heimes auf dem »Spiegelgrund« ergänzende Konturen zu geben. Außer in Prosatexten hat Alois Kaufmann seinen Leid-Erfahrungen auch in Gedichten ein beeindruckendes Sprachkleid gegeben. Sie sind für mich eine weitere Möglichkeit gewesen, über die historische Arbeit hinaus zur Geschichte des »Spiegelgrunds« zu finden. Ich habe daher Passagen aus diesen Gedichten an den Anfang jeweils eines Kapitels gesetzt.

*»In den Gärten der Hochmütigen, Habgierigen,
Hartherzigen, Mächtigen und der Heuchler«:
Vom Terror der »Ordnung« in der Moderne*

In seinen Überlegungen zu »Moderne« hat der Soziologe und Philosoph Zygmunt Bauman im Rückblick auf die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts den modernen Ordnungs-Staat mit einem »Garten« verglichen, in dem die verantwortlichen / bestimmenden »Gärtner« rigoros dafür Sorge tragen, dass hier »Ordnung« herrscht. In diesem Menschen-Garten ging (und geht) es darum, die Gesellschaft zu trennen in solche, die nützlich sind und gehegt werden, und solche, die als »Unkraut« entfernt und ausgerissen werden müssen. Dazu war es notwendig, klare Trennungs-

linien zu ziehen zwischen »normal und unnormal, ordentlich und chaotisch, gesund und krank, vernünftig und verrückt«. ¹

Das Bild, das Bauman hier gebraucht, mag überzogen sein. Festzuhalten ist jedenfalls, dass zumindest seit dem 19. Jahrhundert, als sich die europäische Welt auf den Weg zur Hoch-Industrialisierung machte, Verhaltensweisen eingefordert und anerzogen wurden, die Menschen nach ihrer Brauchbarkeit für die Anforderungen der neuen »Ordnung« der leistungsorientierten Industriewelt bewerteten. Nutzbringend für das neue industrielle System war die Fähigkeit »zur Anpassung an einen vielfältigen Normendruck, von der Pünktlichkeit bis zur Leistungsgleichmäßigkeit ohne individuell-physiologischen Rhythmus, die Fähigkeit, immer dieselben Handgriffe auszuführen, die Bereitschaft zum reibungslosen, monotonen Funktionieren, die Unterdrückung störender persönlicher Besonderheiten und Eigenarten sowie Kalkulierbarkeit und Vorausrechenbarkeit des Verhaltens über eine lange Zeit«. ²

Voraussetzung für dieses selektive Denken, das die Gesellschaft in »Brauchbare« und »Unbrauchbare« schied, war es, dass mit der beginnenden Industrialisierung in Europa im 19. Jahrhundert ein gar nicht so kleiner Teil der Gesellschaft »fragwürdig« und für die Bedürfnisse der Arbeitswelt weniger wertvoll, im Extremfall auch »wertlos« geworden war. Das hatte entscheidende gesellschaftspolitische Konsequenzen zur Folge: In dem Maße, in dem der Begriff der »Minderwertigkeit« gesellschaftsfähig wurde, verschärfte sich die »soziale« Frage zu einer Wertfrage: »Seither war ein Mensch in allen europäischen sich industrialisierenden Gesellschaften keineswegs immer auch ein Mensch; er konnte auch ein Unmensch oder Untermensch sein. Und kaum jemand fand etwas dabei.«³ Diejenigen, die den Standards dieser europäischen Hochleistungsgesellschaft nicht entsprechen konnten, wurden aus einem umfassenden Verständnis von Menschsein entfernt – »etwa

- 1 Zygmunt Bauman, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg, 1991, 215.
- 2 Klaus Dörner, *Tödliches Mitleid. Zur Frage d. Unerträglichkeit d. Lebens oder Die soziale Frage: Entstehung, Medizinisierung, NS-Endlösung heute und morgen*. Gütersloh, 1988, 22.
- 3 Dörner, *Tödliches Mitleid*, 28.

mit Begriffen wie die Minderwertigen, die Asozialen, die Entarteten, die Untermenschen, später in den 30er und 40er Jahren auch die Gemeinschaftsunfähigen oder die Gemeinschaftsfremden«⁴.

Wohin diese Entwicklung führen konnte, zeigte sich am Beispiel des nationalsozialistischen Deutschland: Das Leben im Nationalsozialismus war gekennzeichnet durch einen Sozial-Rassismus, der die deutsche Gesellschaft auf einer abschüssigen Ebene zwischen »Normalität« und »Gemeinschaftsfremdheit« anordnete und ihnen entsprechend ihrem sozialen Stand-Ort einen entsprechenden gesellschaftlichen Stellen-Wert zuwies.⁵ Kinder und Jugendliche waren im Herrschaftsbereich des Nationalsozialismus einem extremen Anpassungsdruck ausgesetzt. Sie wurden zu Objekten einer »schwarzen« Pädagogik degradiert, die darauf ausgerichtet war, ihnen permanent ihre Defizite nachzuweisen.

Den Erziehungs- und Fürsorgeinstitutionen war die Aufgabe übertragen, auch mit den Mitteln brachialer Gewalt, Kinder und Jugendliche auf dieses Ziel hin zurechtzubiegen. Dazu wurde ein beachtlicher Amts-Apparat in Bewegung gesetzt, wurden unzählige Berichte geschrieben und Statistiken und Tabellen angelegt und nach und nach ein engmaschiges Netz von Erfassungs-, Beobachtungs-, Bewertungs-, Korrektions- und Selektionseinrichtungen entwickelt, dem so gut wie nicht zu entkommen war. Betroffen davon waren insbesondere jene Kinder und Jugendlichen, die (aus der Sicht der Erziehungsinstitutionen) »Schwierigkeiten« machten oder »schwierig« waren. Sie sollten gefügig gemacht und – falls sie keine rasche »Einsicht« zeigten – einer gewalttätigen Korrektur-»Erziehung« unterworfen werden. Das Ziel dieser »Erziehung« war der gebrauchsfähige Volksgenosse, der den gesetzten Normen von Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Einsatzbereitschaft für die Ziele des NS-Staates entsprach.

Das NS-System war in seinen Zielsetzungen ein unbarmherziger »Leistungs«-Staat: Hier war der Wert des Einzelnen bestimmt durch die »Leistung« und den »Beitrag«, den er für den Staat

4 Dörner, Tödliches Mitleid, 28.

5 Detlev Peukert, Rassismus als Bildungs- und Sozialpolitik, in: Renate Cogoy, Irene Kluge, Brigitte Meckler (Hrsg). Erinnerung einer Profession. Erziehungsberatung, Jugendhilfe und Nationalsozialismus. Münster, 1989, 121.

(in der damaligen Diktion: die »Volksgemeinschaft«) erbringen konnte. Das hieß aber auch: Wer für die Gemeinschaft nichts leisten wollte, oder nichts zu leisten imstande war, der hatte in dieser Gesellschaft grundsätzlich nur wenig Platz und kaum bis gar keine Lebens-Berechtigung. Sich nicht in die NS-Gesellschaft einzufügen und ihren »Wert-Maßstäben« nicht zu entsprechen, hatte auch den Ausschluss von gesellschaftlichen »Belohnungen« und Sozialleistungen zur Folge, die nur denen zuteil werden sollten, die durch ihr soziales Verhalten und ihre genetische Qualität ihren »Wert« für die »Volksgemeinschaft« unter Beweis gestellt hatten.

In »Erziehungs«-Anstalten und »Sonder«/Hilfs-Schulen waren »Erzieher«, Lehrer und Angehörige des Pflegepersonals damit beschäftigt, die ihnen Ausgelieferten an die Normen des NS-Staates – wenn nötig mit Gewalt – anzupassen. In staatlichen Straf-Anstalten – in den Gefängnissen und Konzentrationslagern – wurde für hunderttausende die NS-»Ordnung« zu einem tödlichen Albtraum. In »Heil«-Anstalten, psychiatrischen Krankenhäusern und Gesundheitsämtern wurden alle jene als nicht »normal« registriert / festgehalten, die dem nationalsozialistischen Menschen-Bild nicht entsprachen und damit aus der NS-»Ordnung« herausfielen. Möglich wurde dies durch einen gigantischen Verwaltungsapparat und den Einsatz hunderttausender »Ordnungs-Hüter« – Lehrer, Fürsorgerinnen, Ärzte, Pflegepersonal, Verwaltungsangestellte –, die ihren Sachverstand und ihre Energie für die Jagd nach den Ordnungs-»Störern« einsetzten. Werte wie Gerechtigkeit, Mitgefühl / Mitleid und Toleranz wurden zu »Un-Werten« erklärt, abqualifiziert und verdächtig gemacht. An ihre Stelle sollten Härte, Unbarmherzigkeit und Gewalt zum neuen Maßstab erwünschten Verhaltens treten.

Dass und in welchem Ausmaß Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus der Brutalität und der Vernichtungswut der Erwachsenen ausgesetzt gewesen sind, ist nach wie vor viel zu wenig bewusst. Ein Grund dafür mag sein, dass Kindern und Jugendlichen immer noch keine Bedeutung für das politische Verständnis des Terrorsystems des Nationalsozialismus zugemessen wird:

»All diese Geschichtswerke richteten ihr Augenmerk jedoch auf Erwachsene. Das stillschweigende Übergehen der Kinder schreit zum Himmel. Erstaunlich ist es immerhin nicht. Wenn

wir an die ›Gesellschaft‹ denken, dann meinen wir die Welt der Erwachsenen. Nach dem vorherrschenden Prinzip besteht die Gesellschaft aus produktiven, wahlberechtigten und aktiven Mitgliedern: In diesem Schema haben Kinder nur als künftige Teilnehmer Platz, als die Erwachsenen von morgen.«⁶

»Kinder voller Hunger und Sehnsucht« Die Pädagogik der »Schwarzen Fürsorge«

Die Nationalsozialistische Sozial-/Fürsorgepolitik war – wie das NS-Gesundheitssystem insgesamt – gleichzeitig von »Heilen«/Fördern und durch »Vernichten«/Bestrafen geprägt.⁷ Nicht Zuwendung, sondern Abwendung von denen, die dringend der Hilfe bedurft hätten, bestimmten die Grundzüge dieser nationalsozialistischen »Wohlfahrt«. Josef Goldberger hat daher pointiert, aber durchaus zutreffend, seiner Arbeit über die NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau den Untertitel gegeben: »Die administrative Konstruktion des ›Minderwerts‹.«⁸

Als Maß gesellschaftlicher Zugehörigkeit galt der »normale«, sich in die NS-Gesellschaft einzuordnen bereite Mensch. Abweichungen von diesem »Normalzustand« wurden als ab-»normal« und »krank«-haft denunziert, beziehungsweise als Zeichen von »Verwahrlosung« deklariert: Wer sich nicht selber zu helfen wusste und staatliche Unterstützung nötig hatte, wurde sehr rasch als »asozial« an den Pranger gestellt (allein in Wien waren dies mehrere hunderttausend Menschen); wer in seinem sozialen Verhalten auffällig geworden war, musste unter Umständen damit rechnen, gegen seinen Willen mit der Zwangssterilisation bestraft zu wer-

6 Deborah Dwork, »Die Kinder mit dem gelben Stern. Europa 1938-1945. München, 1994, 257.

7 Tübinger Verein f. Volkskunde e. V., Volk und Gesundheit. Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus. Tübingen, 1982.

8 Josef Goldberger: NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau. Die administrative Konstruktion des »Minderwertes«. Linz, 2004 (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus. 1).

den (betroffen waren davon insgesamt etwa 400.000 Menschen)⁹; wer chronisch krank und / oder nicht mehr heilbar und in seinen Lebensfunktionen behindert war, wurde als Belastung und Last diffamiert und war sehr bald von den Exekutoren des Systems auf die Todesliste gesetzt – bis Mitte 1941 wurden mehr als 70.000 Menschen Opfer dieser gezielten Krankenküraktion.¹⁰

Wer als nicht «normal» deklariert wurde, sollte normalisiert werden – so dies möglich war; wer sich als nicht gemeinschaftsfähig erwies, sollte mit Zwangsmitteln wieder den Normen der Volks-Gemeinschaft angepasst / eingepasst werden. In letzter Konsequenz hieß dies: wer nicht den Normen entsprechen konnte, hatte in der Gesellschaft der »Normalen« keinen Platz. Es ist wohl kein Zufall, dass Erziehungs- und Fürsorgeeinrichtungen nicht selten in der Nähe der Psychiatrie angesiedelt waren. Wohl das größte »Erziehungs«-Heim der »Ostmark« befand sich auf dem Gelände einer Psychiatrischen Klinik (dem »Stein Hof« in Wien) und stand in direktem Zusammenhang mit der Klinik für nervenkranken Kinder und dem Todespavillon der dort eingerichteten »Kinderfachabteilung«.¹¹

Nationalsozialistische Fürsorgeeinrichtungen waren besessen von der Angst, die »Guten« könnten von den »Schlechten« an den Rand gedrängt werden. Ein buchstäblich mörderischer Sozial-Rassismus bot den Machthabern die Möglichkeit, je nach gesellschaftlichen Bedürfnissen das Fangnetz der Verfolgung auf weitere Gruppen der Gesellschaft auszuwerfen. »Auslese« und

9 Gisela Bock, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen, 1986 (Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin. 48).

10 Ernst Klee, »Euthanasie« im NS-Staat. Die »Vernichtung lebensunwerten Lebens«. Frankfurt / M., 1985 (Fischer-Taschenbuch., 4326); Götz Aly (Hrsg.), Aktion T 4 1939-1945. Die »Euthanasie«-Zentrale in der Tiergartenstraße 4. Berlin, 1987 (Stätten der Geschichte Berlins. 26); Henry Friedlander, Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung. Berlin, 1997.

11 Peter Malina, Wolfgang Neugebauer, NS-Gesundheitswesen und Medizin, in: Emmerich Talos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien, 2000, 696-720.

»Ausmerze« wurden zu den Voraussetzungen für den gesellschaftlichen »Fortschritt« und die »Heilung« gesellschaftlicher Übel erklärt. Damit wurde auch die Anwendung von Zwangsmaßnahmen und die permanente Eskalation der Gewalt gegen alle jene begründet, die nicht in das nationalsozialistisch definierte Menschenbild passten.

Worum es der NS-»Erziehung« im Einklang mit den ideologischen Zielsetzungen des NS-Systems tatsächlich und wesentlich ging, hat Volker Tarnow auf dem ersten Kongress der »Deutschen Gesellschaft für Kinderpsychiatrie und Heilpädagogik« im September 1939 in Wien in seinem Beitrag »Völkische Sonderpädagogik und Kinderpsychiatrie« die Aufgaben der Heilpädagogik, definiert:

»Eine Deutung der Heilpädagogik, die neuerdings den Begriff ›heil‹ im Sinne von ›zum Heil gereichen‹ ausgelegt wissen will, muss abgelehnt werden, zumal das ›Heil‹ in diesem Sinne als Gruß für den Führer für uns alle von einzigartiger und auch einmaliger Bedeutung ist.«¹²

Besessen von der Angst, die gewährte Zuwendung könne nicht gerechtfertigt und das gezeigte Mitleid ein Zeichen von Schwäche sein, sah Tarnow nur in einem harten Zupacken das »Heil«: wenn man den Zögling »gar zu leicht« als krank ansehe, bestehe die Gefahr, alles zu entschuldigen, ihn in »sanatorienartigen Heimen« zu »verwöhnen« und zu »verhätscheln« und ihn dadurch »im individualistischen Sinne gemeinschaftsfremd« werden zu lassen.¹³ Das Ziel jeglicher »Sondererziehung« sei – so Tarnows »pädagogische« Schlussfolgerung – die »Brauchbarkeit« des Zöglings, »wobei Sentimentalität und falsches Mitleid nicht angebracht sind.«¹⁴

12 Zitiert nach: Manfred Müller-Küppers, Kinderpsychiatrie und Euthanasie – staatlich angeordnete und sanktionierte Kindesmisshandlung und Kindestötung zwischen 1933 und 1945. Versuch einer Aufarbeitung einer Verdrängung, in: Gerrit Hohendorf, Achim Magull-Seltenreich (Hrsg.): Von der Heilkunde zur Massentötung. Medizin im Nationalsozialismus. Heidelberg, 1990, 81.

13 Zitiert nach: Ferdinand Holub, Sonderpädagogik und Eugenik 1920 bis 1950 in Österreich. Diplomarb. Univ. Wien, 2002, 113.

14 Zitiert nach: Holub, Sonderpädagogik und Eugenik 1920 bis 1950 in Österreich. 113.

Wer diesem nicht entsprach, der konnte nicht mit der »Fürsorge« des nationalsozialistischen »Ordnungs«-Staates rechnen. Der Leiter des Hauptgesundheitsamtes, Dr. Hermann Vellguth, legte in einem Erlass vom Juli 1942 fest, welche Kinder und Jugendlichen von der Betreuung durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (und damit auch vom Zugang zu Sozialleistungen und Unterstützungen) ausgeschlossen bleiben sollten:

»Kinder, die an einer Erbkrankheit leiden oder einer Erbkrankheit verdächtig sind, insbesondere schwachsinnige und schwachsinnsverdächtige Kinder, Hilfsschulkinder sind in der Regel als schwachsinnsverdächtig anzusehen ... Kinder von Familien, die als asozial bekannt sind, Kinder, die größere Erziehungsschwierigkeiten machen, Juden und Mischlinge 1. Grades sowie Zigeuner und Zigeunermischlinge und Fremdrassige bzw. Mischlinge aller Grade außereuropäischer Herkunft, Kinder aus Familien, die sich nicht zum deutschen Volkstum bekennen«. ¹⁵

Voraussetzung für die Praktizierung dieser Ausgrenzungs- und Vernichtungsideologie war die Schaffung bzw. die Verstärkung gesellschaftlicher Wahrnehmungsmuster, mit denen Menschen in »gute« und »schlechte«, »tüchtige« und »untüchtige« getrennt werden konnten. Die »Nationalsozialistische Volkswohlfahrt« (NSV), die sich neben den bisher existierenden Fürsorgeeinrichtungen als parteiamtliche Sozialeinrichtung sehr rasch etablierte, definierte die »Nationalbiologie« als richtungweisend für ihre Unterstützungs- und Fürsorgemaßnahmen. »Aus dieser weltanschaulichen Einstellung heraus« – so ein führender Funktionär im »Hauptamt für Volkswohlfahrt« 1939 – sei eine Volkswohlfahrtspflege nationalsozialistischer Prägung grundsätzlich erbbiologisch

15 Herwig Czech, Selektion und Kontrolle. Der »Spiegelgrund« als zentrale Institution der Wiener Jugendfürsorge zwischen 1940 und 1945, in: Eberhard Gabriel, Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), Von der Sterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien. Teil II. Wien, Köln, Weimar, 2002, 180.

und rassenhygienisch orientiert. Ihr gilt nicht der Satz von der Gleichheit der Staatsbürger«. ¹⁶

Dem Prinzip dieses selektiven Rassismus folgte auch das nationalsozialistische Jugendstrafrecht. Jugendliche, die sich nicht den Normen des NS-Systems entsprechend verhielten und auffällig geworden waren, wurden nach rassebiologischen Kriterien strafrechtlich diszipliniert: Der »Jugendarrest« war für Jugendliche bestimmt, deren Tat zwar der Sühne bedürfe, deren Persönlichkeit aber verspreche, sich »gesund« weiter zu entwickeln; die »Bewahranstalt« hingegen war für »volksbiologisch abzuschreibende« Jugendliche gedacht; »asoziale« oder »antisoziale« Jugendliche sollten von hier direkt in die »Sicherheitsverwahrung« weitergeleitet werden. Der Jugendstrafvollzug beziehungsweise die Fürsorgeerziehung sollten als Zwischenstufe zwischen Arrest und Bewahrung dienen. ¹⁷

1940 wurde der »Jugendarrest« eingeführt, der die Arretierung Jugendlicher für höchstens vier Wochen oder vier »Wochenendkarzer« ermöglichte. Der Jugendarrest war als »Zuchtmittel« definiert und nur für die Korrektur der im Prinzip als »wertvoll« angesehenen, aber kurzfristig vom rechten Weg abgekommenen Jugendlichen vorgesehen: polnische Jugendliche beispielsweise waren vom »Jugendarrest« prinzipiell ausgeschlossen, und auch gegen jüdische Jugendliche sollte dieses »Erziehungs«-Mittel nicht eingesetzt werden. In Wien wurde ein Raumbedarf von 120 bis 150 Einzelzellen angemeldet, wobei mit einer ständigen Belegung von etwa 80 Jugendlichen gerechnet wurde. Im Jänner 1943 beispielsweise mussten in Wien 242 Jugendliche 451 Wochenend-

16 Peter Malina, Im Fangnetz der NS-»Erziehung«. Kinder- und Jugend-»Fürsorge« auf dem »Spiegelgrund« 1940-1945, in: Eberhard Gabriel, Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), Von der Zwangssterilisation zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien. Teil I. Wien, Köln, Weimar, 2002, 80.

17 Peter Malina, Verfolgte Kindheit. Die Kinder vom »Spiegelgrund« und ihre »Erzieher«, in: Alois Kaufmann, Totenwagen. Kindheit am Spiegelgrund. Wien, 1999, 99-100.

karzer und 459 Jugendliche 1049 Wochen Dauerarrest verbüßen. 1943 wurde der Name in »Freizeitarrrest« umgewandelt.¹⁸

Bereits im September 1939 war auf einer Sitzung beim Chef der Sicherheitspolizei und des SD, Reinhard Heydrich, die Einrichtung von »Jugenderziehungslagern« ins Gespräch gebracht worden. Im August 1940 erfolgten die ersten Einweisungen von männlichen Jugendlichen in das Jugend-KZ Moringen (Soling), und ab Juni 1942 war auch die Unterbringung weiblicher Minderjähriger in das »polizeiliche Jugendschutzlager« Uckermark/Mecklenburg möglich. Jugend- und Landesjugendämter, Kriminalpolizei, Gestapo, Justizbehörden, Gefängnisse, Vormundschaftsrichter und Hitler-Jugend dienten als Zulieferer für diese »Erziehungs«-Anstalten, in denen die eingewiesenen Jugendlichen schutz- und hilflos dem Terror einer brutalen Straf-Erziehung ausgesetzt waren. Insbesondere im österreichischen Raum (den damaligen »Alpen- und Donaugauen«) wurde von der Möglichkeit der Abschiebung bemerkenswert oft Gebrauch gemacht: eine Statistik aus dem Jugendlager Moringen zeigt, dass bis Februar 1941 Österreich mit 202 eingewiesenen Jugendlichen (gefolgt von Sachsen mit 97 und Bayern mit 63) eindeutig an der Spitze lag.¹⁹

Ein österreichischer Anteil: *»So haben wir mit höllischen Schergen gelebt«*

Auch in Österreich hat das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus – unterstützt von durchaus willigen und »hilfsbereiten« Ärzten und Angehörigen des Pflegepersonals, Fürsorgern, Erziehern, Sonderschullehrern, Juristen und Verwaltungsbeamten – ein engmaschiges System der Erfassung, Verfolgung und Vernichtung nicht gewünschter (weil körperlich und geistig behinderter), sozial »auffälliger« und wegen ihrer »Rasse« unerwünschter Kinder entwickelt, dem Zehntausende zum Opfer gefallen sind. Die Tä-

18 Peter Malina, Die »Schwarze Fürsorge« des Nationalsozialismus, in: Ernst Berger (Hrsg.), Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Wien, Köln, Weimar, 2007, 113.

19 Malina, Verfolgte Kindheit, 95.

tigkeit der Fürsorger im Nationalsozialismus ist allerdings bisher in der wissenschaftlichen Aufarbeitung wenig beachtet worden. Fürsorgerisches Handeln wurde lange Zeit als »unpolitisch« interpretiert, und für deren Ausübung schien die Weltanschauung der Ausübenden keine Rolle zu spielen. Bestimmend für diesen verengten Blick auf die Wirklichkeit der »Fürsorger« in der NS-Zeit war sicherlich auch, dass bis weit nach 1945 Erziehungsziele und Erziehungsmaßnahmen durchaus akzeptabel und nicht außergewöhnlich erschienen, die sich unter den Bedingungen des NS-Systems überaus unheilvoll für die Betroffenen ausgewirkt hatten.

Die ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft (1938 bis 1940) in Österreich waren zunächst durch eine formal-administrative Neu-»Ordnung« des kommunalen Fürsorgeapparats und der Adaptierung an die nun verordneten nationalsozialistischen Zielsetzungen gekennzeichnet. Zumindest ab 1940 sind auch die Fürsorgeeinrichtungen in die Terrorisierung ihrer Klientel von Amts wegen eingebunden: 1940 wird auch in der »Ostmark« das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« offiziell in Geltung gesetzt. Damit werden auch die Fürsorge- und Gesundheitsbehörden zur Jagd nach »Erbkranken« verpflichtet. Im selben Jahr wird mit der »Verordnung über Jugendwohlfahrt in der Ostmark« die dominante Position der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) festgeschrieben. Die kommunale Sozial- und Gesundheitsbürokratie hat diese Anordnungen ohne offenen oder inhaltlichen Widerstand ausgeführt und damit ganz entscheidend zur Realisierung eines Existenz vernichtenden Sozialrassismus beigetragen. In der Trennung ihrer Klientel in »Gemeinschaftsfähige« und »Gemeinschaftsfremde« erfüllten sie ihre Aufgabe als soziales Selektions- und Erfassungsinstrument. So wurde gerade die Heimerziehung zu einem Vollstreckungsorgan faschistischer Anpassungs- und Disziplinierungsmethoden. Jugendliche, die man nicht zu »brechen« vermochte, wurden in »Jugendschuttlager« der SS abgeschoben.

Kinder und Jugendliche, die den NS-Normen nicht entsprachen, waren dem zupackenden, für manche tödlichen, Griff einer Erziehung ausgesetzt, die »Abweichungen« unbarmherzig verfolgte oder mit drakonischen »Erziehungs«-Mitteln zu korrigieren versuchte. Symbol dieser Straf- und Verfolgungspädagogik und

einer sie stützenden und begründenden terroristischen Medizin waren die Einrichtungen in der Heil- und Pflegeanstalt auf dem »Steinhof« in Wien, die unter dem Begriff »Spiegelgrund« zum Synonym für eine bedrohliche, demütigende, in vielen Fällen auch tödliche »Heil«-Pädagogik wurde.

Am 24. Juli 1940 nahm die städtische Fürsorgeanstalt »Am Spiegelgrund« auf dem Territorium der Anstalten »Am Steinhof« mit einem Belag von 640 Betten ihren »Betrieb« auf. Voraussetzung dafür war die Leermordung eines beträchtlichen Teils der Pavillons im Rahmen der großen Krankenkord-Aktion »T4« 1940/41 gewesen. Zum Leiter der neuen Anstalt wurde Erwin Jekelius bestellt. Im März 1942 wurde die Wiener städtische Fürsorgeanstalt »Am Spiegelgrund« in »Heilpädagogische Klinik der Stadt Wien Am Spiegelgrund« umbenannt. Wenige Monate später kam es zu einer neuerlichen organisatorischen Änderung: Infolge der Errichtung der Hauptabteilung »Jugendwohlfahrt und Jugendpflege« wurde die Zweckbestimmung der Pavillons der »Heilpädagogischen Klinik« geändert. Die 1942 selbständig gewordene »Erziehungsanstalt« trug nun den offiziellen Titel »Wiener städtisches Erziehungsheim Am Spiegelgrund«. Zu ihrem Leiter wurde Dr. Johann Krenek bestellt. In den verbliebenen Pavillons 15 und 17 wurde eine »Anstalt zur Aufnahme und Beobachtung von psychisch abwegigen Kindern und Jugendlichen jeder Art und Stufe als selbständige Anstalt errichtet und dem Anstaltenamte unterstellt«. Seit November 1942 führte diese Anstalt die offizielle Bezeichnung »Wiener städtische Nervenklinik für Kinder«. Eine ihrer Aufgaben war – so die Formulierung in der Anklageschrift im »Steinhof«-Prozeß von 1946 – die »Aufnahme der Fälle des Reichsausschusses zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden sowie von debilen, bildungsunfähigen Minderjährigen«. ²⁰

Im Juli 1942 wurde Dr. Ernst Illing, über Vermittlung des »Reichsausschusses« in Berlin, zum Leiter der Heilpädagogischen Klinik der Stadt Wien »Am Spiegelgrund« bestellt. Er hatte seine »Fach-Ausbildung« in der Landesanstalt Görden bei Brandenburg an der Havel bei Prof. Hans Heinze erhalten, der dort auch die erste »Kinderfachabteilung« eingerichtet hatte. In Wien hatte er

20 Malina, Im Fangnetz der NS-»Erziehung«, 82-83.

– so seine Aussage in der Hauptverhandlung vor dem Volksgericht in Wien 1946 – zum einen »charakterlich« schwierige, verwahrloste Kinder zu betreuen, zu beobachten und »nach Feststellung ihrer Erziehbarkeit« vorzuschlagen, was weiter mit ihnen geschehen sollte. Zum zweiten gehörten zu seiner Aufgabe »die vom Reichsausschuß zu behandelnden Fälle«. Der Pavillon 15 war »im wesentlichen« für solche Kinder bestimmt, die »unter die Prüfungsaktion des Reichsausschusses fielen«; Pavillon 17 für jene, »die zur Beobachtung auf ihre Erziehbarkeit da waren«.²¹

Die Kinderfachabteilung in / an der Jugendfürsorgeanstalt auf dem Spiegelgrund in Wien war eingebunden in ein Mordprogramm, das vom »Reichsausschuss zur Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden« in Berlin seit 1939 organisiert war. Ihre Aufgabe bestand darin, mit Unterstützung der Gesundheitsbehörden und der Krankenhäuser jene Kinder aufzuspüren, die bisher ihrer Kontrolle entzogen gewesen waren, weil sie sich zum Großteil noch in der Obhut ihrer Familien befanden. Auch sie sollten zur medizinischen Tötung freigegeben werden. Konkrete Vorarbeiten dieses Tötungsprogramms, dem bis 1945 tausende Kinder zum Opfer fielen, reichen bis ins Jahr 1938 zurück. 1937 bereits war ein Standarduntersuchungsprogramm für geistig schwer behinderte Kinder und Jugendliche in Potsdam entwickelt worden, das neben der Anamnese, der Erhebung der Sippenafel, der körperlichen und der ausführlichen neurologischen Untersuchung und das Ablichten der Patienten, auch die Luftenzephalographie routinemäßig vorsah.²²

Die Selektion der Kinder erfolgte entsprechend den Grundsätzen der »Ausmerze«-Praxis des »Reichsausschusses« durchaus nach den Prinzipien ärztlich-fachlicher Vorgangsweise:

»Es war eine Psychologin da, es war eine Sonderkindergärtnerin da, und es haben mehrere Leute die Betreuung dieser Kinder in verschiedenen Richtungen durchzuführen gehabt. Es wurde über jedes Kind, wenn eine Meldung nach Berlin gemacht wurde, vorher eine Beratung abgehalten, an der der Leiter der Anstalt, sämtliche Ärzte der Anstalt, die Psychologin, die Schwester,

21 Malina, Im Fangnetz der NS-»Erziehung«, 83-84.

22 Malina, Zur Geschichte des »Spiegelgrund«, 179-180.

die das Kind betreute und die Stations- oder Oberschwester teilgenommen haben«. ²³

Die »Nervenheilanstalt« für Kinder und das »Erziehungsheim« am »Spiegelgrund« führten ihre für etwa 700 ihrer Schutzbefohlenen schließlich tödlichen »Begutachtungen« und Selektionen ungebrochen bis zum Zusammenbruch des NS-Regimes fort. Als Institution existierten sie bis etwa Sommer 1945 weiter. Mitte August 1945 teilte die nun wieder den alten Namen tragende Heil- und Pflegeanstalt »Am Steinhof« der Anstaltenverwaltung der Stadt Wien mit, dass die »Nervenklinik für Kinder« mit 30. Juni 1945 aufgelöst worden sei. ²⁴

»Der Winter zog sein Leichentuch über die Zeit« Zwangs-»Erziehung« am »Steinhof«

Während die Vorgänge in der »Nervenklinik für Kinder« durch die Gerichtsprozesse gegen das verantwortliche ärztliche und pflegerische Personal relativ bekannt sind, ist über das Erziehungsheim bisher kaum etwas bekannt. ²⁵ Ihr Leiter, Dr. Johann Krenek, hat es nach 1945 verstanden, sich von jeder Verantwortung freizuhalten und auf Distanz zu den Ereignissen auf dem »Spiegelgrund« zu gehen. Vor der Niederlage des Nationalsozialismus freilich war ihm die damals sicherlich karriereförderliche Nähe zur Straf- und Unterdrückungspädagogik des »Spiegelgrund« kein Problem. Im »Archiv für Kinderheilkunde« hat Krenek 1942 einen »Beitrag zur Methode der Erfassung von psychisch auffäl-

23 Malina, Im Fangnetz der NS-»Erziehung«, 87.

24 Malina, Im Fangnetz der NS-»Erziehung«, 84.

25 Peter Malina, Im Fangnetz der NS-»Erziehung«. Kinder- und Jugend-»Fürsorge« auf dem »Spiegelgrund« 1940-1945, in: Eberhard Gabriel, Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien. Teil II. Wien, Köln, Weimar, 2002, 77-98; ders., Zur Geschichte des »Spiegelgrunds«, in: Ernst Berger (Hrsg.), Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Wien, Köln, Weimar, 2007, 159-192; Jana Müller, Verdeckte Spuren, Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Verfolgung durch Euthanasie. Teil 1, in: Betrifft Widerstand Nr. 43, Ebensee, 1999, 4-13.

ligen Kindern und Jugendlichen« veröffentlicht. Eingang nahm er auch auf die Vorgeschichte der Fürsorgeanstalt Bezug: Die Gemeinde Wien habe seit 1925 eine eigene »Schulkinder-Beobachtungsstation« eingeführt, die zunächst in der Kinderherberge »Am Tivoli«, dann im Schloss Wilheminenberg und seit 1934 als »heilpädagogische Abteilung« in einem Pavillon des Zentralkinderheims untergebracht worden sei. Aufgabe der 1940 gegründeten Jugendfürsorgeanstalt »Am Spiegelgrund« sei es, »alle psychisch auffallenden Kinder und Jugendlichen vom Säuglingsalter bis zur Erreichung der Volljährigkeit nach genauester Beobachtung und Prüfung ihrer psychischen und physischen Kenntnisse und Fähigkeiten nach erfolgter Begutachtung in die für sie entsprechende Anstalt bzw. Pflegestelle einzuweisen. Außerdem sollen die hierbei gewonnenen Erfahrungen für spätere wissenschaftliche Arbeiten gesammelt werden.«²⁶

Folgt man den Ausführungen Kreneks, so war die Jugendfürsorgeanstalt zunächst vor allem als »Durchzugsheim« konzipiert. Daneben gab es auch »Dauergruppen« für besonders schwierige, jedoch »nicht hoffnungslose Erziehungsfälle«, die durch »geeignete Maßnahmen« (Zucht, strenge Disziplin, lückenlose Beschäftigungstherapie und ganz besonders Pflege des Gemeinschafts-sinnes) wieder in die Gruppengemeinschaft eingeordnet werden sollten.²⁷

Die Anstalt war Teil eines umfassenden Erfassungssystems, das die dort eingelieferten Kinder und Jugendlichen auf ihre Erb-»Güte« sowohl in medizinisch-psychologischer als auch in erbbiologischer und psychiatrischer Hinsicht nach eben demselben Muster überprüfte, wie dies in der »Nervenklinik« geschah:

»Schon bei der Überstellung in unsere Anstalt, welche entweder über die Kinderübernahmestelle nach erfolgter Quarantänisierung oder direkt erfolgt, werden von der zuweisenden Stelle, sei es wie bisher das Jugendamt oder ein Gesundheitsamt, eingehender Darlegungen des Überstellungsgrundes und eine genaue Famili-

26 Hans Krenek, Beitrag zur Methode der Erfassung von psychisch auffälligen Kindern und Jugendlichen, in: Archiv für Kinderheilkunde, 120(1941), 72.

27 Krenek, Beitrag zur Methode der Erfassung von psychisch auffälligen Kindern und Jugendlichen, 73.

engeschichte des Kindes verlangt, wobei besonderer Wert auf die Angabe aller erblichen Belastungen und Umweltschädigungen gelegt wird. Weiter wird auch, soweit es möglich ist, ein genauer Schulbericht eingeholt, um auch in dieser Hinsicht allfällige Erziehungsmängel oder sonstige Auffälligkeiten des Kindes genau erfassen zu können. Oft geben auch die von der Leitung unserer Sonderschule von den einzelnen Schulen angeforderten Schülerbeschreibungsbögen, welche ebenfalls einer genauen Durchsicht unterzogen werden, sehr wichtige Aufschlüsse. Wenn der Zögling schon einmal bei einer öffentlichen Erziehungsberatung vorgeführt wurde, so wird auch diese Stelle veranlaßt, das Ergebnis dieser Beratung schriftlich bekannt zu geben. War das Kind früher bereits Zögling einer Anstalt, so wird auch von dieser ein genauer Führungsbericht eingeholt.«²⁸

Auf der Suche nach Auffälligkeiten wurden die Kinder einer psychologischen Prüfung unterzogen, bei der es allerdings – wie Krenek selber offen eingesteht – weniger auf die Erstellung eines Intelligenzquotienten ankam, als vielmehr auf die Erfassung der Gesamtpersönlichkeit und auf eine Kontrolle des Funktionierens gewisser, für die Erziehung ausschlaggebender psychischer und physischer Fähigkeiten.²⁹

Krenek hat nach 1945 versucht, seiner Tätigkeit am »Spiegelgrund« den Anschein von harmloser »Normalität« zu geben. 1946 hat er im Verlag Mayer & Comp. in Wien ein »Hilfsbuch der Erziehung« veröffentlicht, gewidmet allen Eltern, die ihre Kinder lieben. In seinem Erziehungsbuch gibt er sich tendenziell zwar durchaus verständnisvoll, im Konkreten freilich spricht hier immer noch der Erziehungsleiter vom »Spiegelgrund«, der streng darauf bedacht ist, dass die »Ordnung« gewahrt wird und die Autorität keinen Schaden erleidet. Kinder seien – so schreibt Krenek beispielsweise – anzuhalten, zuerst ihre Arbeit in Ordnung auszuführen und dann erst zu spielen; das Elternhaus müsse immer darauf bedacht sein, die Schule zu unterstützen; zu warnen sei davor, vor den Kindern Kritik an der Klassifikation der Schule zu üben,

28 Krenek, Beitrag zur Methode der Erfassung von psychisch auffälligen Kindern und Jugendlichen, 72.

29 Krenek, Beitrag zur Methode der Erfassung von psychisch auffälligen Kindern und Jugendlichen, 75-76.

abfällige Äußerungen über ihre Lehrer zu machen oder diese der Ungerechtigkeit zu beschuldigen.³⁰

Die große Gefahr sah Krenek noch immer darin, dass Kinder und Jugendliche die ihnen von ihren Erziehern und Eltern vorgeetzten Prinzipien von Ordnung und Arbeitsbereitschaft nicht annehmen und eigene/andere Wege gehen wollen. Auf Grund seiner Erfahrungen als Leiter eines NS-Erziehungsheimes sprach er – so als wäre nichts geschehen – davon, dass »Arbeitsunlust, Eigentumsdelikte und sexuelle Verwirrungen« es seien, »die unsere Jugend in erster Linie bedrohen«.³¹ Dass die Welt der Erwachsenen diesen Kindern und Jugendlichen Lasten auferlegte, sie für ihre (politischen) Zwecke missbrauchte und sie in ein terroristisches Unrechtsregime zwängte und er selbst an diesem Unternehmen an einer durchaus entscheidenden Stelle mitgetan hat, wollte sich Krenek 1946 nicht mehr erinnern.

Von den auf dem »Spiegelgrund« Tätigen mussten sich nach 1945 lediglich einige wenige der im Bereich der Pavillons XV und XVII schuldig Gewordenen verantworten, und auch sie kamen – bis auf Dr. Ernst Illing, dem Leiter der »Nervenklinik für Kinder« – glimpflich davon.³² Dr. Hans Krenek, der Leiter der »Erziehungsheime«, blieb vollkommen ungeschoren. Seine Tätigkeit als Verantwortlicher einer heilpädagogischen Selektionsanstalt erreichte ihm nicht zum Nachteil. Im Gegenteil: Der Begründung für den Antrag auf Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich 1966 ist zu entnehmen, dass er »wegen seiner besonderen fachlichen Ausbildung, seiner reichen Anstalterfahrung [!] und seiner Eignung für einen leitenden Posten« 1954 mit dem Posten des Leiters des Referats für Jugendfürsorgeanstalten belohnt wurde.³³

Vergessen und beiseite geschoben blieben dabei jene, die im Nationalsozialismus in Erziehungsheimen, psychiatrischen An-

30 Krenek, *Unser Kind. Ein Hilfsbuch der Erziehung*. Wien, 1946, 92–93

31 Krenek, *Unser Kind*. 62.

32 Gerhard Fürstler, Peter Malina: »Ich tat nur meinen Dienst«. Zur Geschichte der Krankenpflege in Österreich in der NS-Zeit. Wien, 2004, 300–354.

33 Malina, *Verfolgte Kindheit*, 114.

stalten und Fürsorgeeinrichtungen zur NS-Normalität gezwungen worden waren. Bis 1988 stand die Einbeziehung der »Euthanasie«- und Sterilisationsopfer in das Opferfürsorgegesetz öffentlich nicht zur Diskussion. Ein enger Begriff »politischer« Verfolgung versperrte überdies lange Zeit die Einsicht, dass auch die Gesundheitspolitik zu einem wesentlichen Bestandteil der NS-Repression gehörte. Brigitte Bailer-Galanda zitiert in ihrer Untersuchung zur »Wiedergutmachung« aus der Lebensgeschichte von Käthe K., die zunächst als »schwer erziehbar« in ein Erziehungsheim eingewiesen, dann wegen regimekritischer Aktivitäten von der Gestapo verhaftet und schließlich vom Jugendgericht zu sechs Monaten schweren Kerkers verurteilt wurde. Danach wurde sie wieder in eine Erziehungsanstalt eingewiesen und schließlich in das Jugendschuttlager Uckermark verschleppt. Die Zeit ihrer Festhaltung in Uckermark wurde ihr nach 1945 allerdings nicht angerechnet, und sie erhielt dafür zunächst auch keine Entschädigung, da die politischen Gründe der Behörde nicht plausibel erschienen. Bailer-Galandas Fazit:

»Für die Behörde galt in diesem Fall die NS-Kategorisierung des Lagers Uckermark als Lager für ›Asoziale‹. Dass Käthe K. nicht tatsächlich ›schwererziehbar‹ oder gar ›arbeitsscheu‹ war, sondern aus eindeutiger Opposition gegen das NS-Regime und dessen Handlanger handelte, schien für die Opferfürsorgebehörden ohne Bedeutung. Kausalzusammenhänge zwischen Käthes Verurteilung und den Folgeereignissen stellte die Behörde nicht her.«³⁴

»Nur für Idioten galten lange noch die alten Normen« Täter und Opfer nach 1945

Auch Alois Kaufmann bekam im Verlaufe seiner Bemühungen um Anerkennung als Opfer der NS-»Erziehung« immer wieder Gleichgültigkeit, Ignoranz und Lieblosigkeit zu spüren. Alois Kaufmann wurde 1943 im Alter von neun Jahren in die »Erziehungsanstalt« auf dem »Spiegelgrund« eingeliefert und dort bis

34 Brigitte Bailer-Galanda, Wiedergutmachung kein Thema. Österreich und die Opfer des Nationalsozialismus. Wien, 1993, 197.

April 1945 festgehalten. Der »Erziehungs«-Terror, dem er dort ausgesetzt war, hat tiefe Spuren hinterlassen. Schreibend, redend und gestützt durch therapeutische Hilfe ist es ihm gelungen, seine »Spiegelgrund«-Geschichte nach und nach aufzuarbeiten. Bei diesem Aufarbeitungsprozess war es für ihn besonders wichtig, auch offiziell als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt zu werden.³⁵ Seinen ersten Antrag auf Ausstellung einer Amtsbescheinigung wurde im Mai 1991 vom Amt der Wiener Landesregierung (Magistratsabteilung 12) abgelehnt. Er hatte geltend gemacht, dass er vom Sommer 1943 bis April 1945 im Heilpädagogischen Heim am Spiegelgrund als so genanntes »schwererziehbares Kind« untergebracht gewesen war. Als Folge der in dieser Anstalt praktizierten nationalsozialistischen Erziehung, bei der die Heiminsassen sowohl schweren physischen Maßnahmen als auch großem psychischen Druck ausgesetzt waren, sei seine Gesundheit beschädigt worden.

Für die Behörde war dies nicht überzeugend. Mit Bezug auf die Bestimmungen des Opferfürsorgegesetzes wollte sie die Anhaltung in einer Erziehungsanstalt »schon begriffsmäßig« nicht als gerichtliche oder polizeiliche Haft werten. Zur Sache selbst hielt der Bescheid mit Bezug auf die Bestimmungen der nationalsozialistischen »Nürnberger Rassegesetze« von 1935 [!] fest:

»Da bei Herrn Kaufmann weder eine gegen ihn gerichtete rassistische Verfolgung vorlag – er galt nach den Nürnberger Rassegesetzen als ›arisch‹ –, noch Verfolgungsmaßnahmen wegen politischer Gegnerschaft oder Nationalität gegen ihn gesetzt wurden, sondern sein während des NS-Regimes nicht geduldetes Verhalten allein für die Anhaltung im heilpädagogischen Heim am Spiegelgrund ausschlaggebend war, besteht kein Anspruch im Sinne oben zitiierter Gesetzesstelle.«

Am 23. Januar 1992 erhielt Alois Kaufmann ergänzend dazu vom Amt der Wiener Landesregierung (Magistratsabteilung 12) den Bescheid, dass auch seinem Antrag auf Gewährung einer Opferrente nicht entsprochen werde, da bei ihm die Grundvoraussetzung der Innehabung einer Amtsbescheinigung als Opfer im

35 Alois Kaufmann hat seinen Weg durch die Behörden Schritt für Schritt festgehalten. Ich zitiere im folgenden aus den Dokumenten, die er mir zur Verfügung gestellt hat.

Sinne des Opferfürsorgegesetzes nicht gegeben sei. Im Gegensatz dazu war der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus bereit, dieser Argumentationslinie nicht zu folgen und ihm eine (gleichwohl geringe) finanzielle Entschädigung zuzusprechen.

»Auch wenn die Idee zur Schaffung des Nationalfonds erst zum 50. Geburtstag der Zweiten Republik Gestalt angenommen hat und verwirklicht wurde, hoffen wir doch, dass die zugrunde liegende Absicht, nämlich die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus wach zu halten und das Leid der Opfer anzuerkennen, auch von ihnen in positiver Weise aufgenommen wird, obwohl wir uns bewusst sind, dass es niemals möglich sein wird, die entsetzlichen Ereignisse in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes aus den Herzen und Köpfen zu löschen und auch wenn all dieses Leid in keiner Weise ›wieder gutgemacht‹ werden kann, hoffen wir doch, dass diese Geste zeigt, dass Opfer und Leiden nicht vergessen sind.«

Mit dieser Entscheidung war auch die für Alois Kaufmann ganz wesentliche Anerkennung ihm angetanen Leids verbunden. Das Amt der Wiener Landesregierung konnte sich der Ansicht des Nationalfonds freilich noch immer nicht anschließen. Der neuerlich eingebrachte Antrag Alois Kaufmann wurde wiederum abgewiesen. Begründet wurde diese Entscheidung damit, dass das Bundesgesetz betreffend den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus (das eine Erweiterung des Kreises der leistungsberechtigten Personen vorsieht) die Bestimmungen des Opferfürsorgegesetzes nicht verändert habe:

»Da im Opferfürsorgegesetz nach wie vor nur Personen anerkannt werden, die aus politischen, religiösen oder Abstammungsgründen oder wegen einer Behinderung verfolgt wurden, besteht nach wie vor kein Anspruch nach dem Opferfürsorgegesetz.«

Allerdings stellte sich die Magistratsabteilung 12, die nun erstmals auch bedauerte, Alois Kaufmann keine günstigere Mitteilung machen zu können, die Frage, ob die Einweisung von der Kinderübernahmestelle (KÜST) in die Anstalt am »Spiegelgrund« nicht nur asozialen und schwer erziehbaren Verhaltens wegen, sondern auch wegen geistiger Behinderung erfolgt sein könnte:

»Herr Kaufmann habe in seinem Erstantrag dahingehende Mitteilungen gemacht und weiters die neurotischen Angstzustände bei seiner Pflegemutter erwähnt. Es wäre zu prüfen, ob die geschilderte Verhaltensstörung vor Einsetzen der Verfolgung als geistige Behinderung anzusehen wäre. Der Antrag könnte nur anerkannt werden, wenn die Einweisung in die Anstalt am Spiegelgrund auch aufgrund einer vom NS-Regime damals diagnostizierten geistigen Behinderung erfolgte.«

Die Entschädigungszahlung des Nationalfonds und eine unterstützende Stellungnahme des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes mag zu diesem Sinneswandel wohl auch beigetragen haben.

In einem Schreiben vom 20. Januar 1998 stellte das Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales jedenfalls fest, es liege nunmehr ein Beweis für Alois Kaufmanns Angabe vor, für geistig behindert gehalten worden zu sein. Nach einem Sachverständigengutachten vom 30. März 1998 wurde zum einen bestätigt, dass bei Alois Kaufmann eine »chronische Belastungsreaktion nach Extremerlebnis während des Krieges, sicherlich gleich zu achten einem KZ-Aufenthalt« festzustellen sei. Zu den Voraussetzungen für die Einlieferung Alois Kaufmanns in die Anstalt am »Spiegelgrund« stellte das Gutachten fest, dass in der NS-Zeit bei der Diagnose »schwer erziehbar – asozial« auch ein »genetischer Defekt« als sicher erachtet wurde:

»Es wurde somit diese ›Schwererziehbarkeit‹ zweifellos als Krankheit erachtet. In späteren, humaneren Betrachtungsweisen wurde diagnostisch eine Änderung in Richtung ›Psychopathie‹, später in ›dissoziale Persönlichkeitsstörung‹ durchgeführt. Die Einweisung des Betroffenen wurde somit zweifellos unter medizinisch-pathologischen Aspekten durchgeführt [...] Das beim Patienten bestehende Syndrom ist als Spätfolge der Kriegererlebnisse anzusehen, eine entsprechende Bewertung desselben im Sinne eines GdB [Grad der Behinderung] ist durchzuführen.«

Am 28. April 1998 erhielt Alois Kaufmann den Bescheid des Magistrats, dass er nun als Inhaber einer Amtsbescheinigung anerkannt sei und aufgrund der bei ihm diagnostizierten chronischen Belastungsreaktion eine Opferrente zuerkannt bekomme.

Alois Kaufmann war – wie tausende andere Kinder und Jugendliche auch – einem »Erziehungs«-System ausgeliefert gewesen, das darauf ausgerichtet war, seine Fehler und Mängel aufzuspüren und ihn unnachgiebig seinen »Un-Wert« für die Zielsetzungen des NS-Systems vorzuhalten. Geduldig, beharrlich und nachdrücklich hat er den »Spiegelgrund« in die Öffentlichkeit gebracht. In Fortbildungsveranstaltungen vor Lehrern und Lehrerinnen, in Schulen vor Schüler und Schülerinnen, in Seminaren vor Studenten und Studentinnen hat er es immer wieder auf sich genommen, für andere seine Lebensgeschichte zu erzählen. Unermüdlich und beharrlich kämpft er gegen das Vergessen. Nach Jahren der Missachtung hat er nun auch offiziell die entsprechende Wertschätzung erfahren, die ihm jahrzehntelang vorenthalten wurde. Die Behörde hat dies in Form eines Bescheides getan, die Steven-Spielberg-Shoah-Foundation in einem Brief, in dem ihm für die Weitergabe seiner persönlichen Geschichte gesagt wurde: »Vielen Dank für Ihren unschätzbaren Beitrag, Ihre Kraft und Ihre geistige Großzügigkeit.«

Der schöne Traum vom vollkommenen Menschen ist als schrecklicher Albtraum der »Unvollkommenen« nach wie vor existent.³⁶ Eine Ausstellung des Deutschen Hygiene-Museums Dresden im Jahr 2000 war dem Thema »Der im-perfekte Mensch« und dem Recht auf Unvollkommenheit gewidmet. Auf »Altären«, wurden die zentrale gesellschaftliche Leitideale, wie z.B. moderne Glücksverheißungen, zur Diskussion gestellt.³⁷ Reproduktionstechnologien, Gentechnologie und Humangenetiker arbeiten an der Konstruktion des »perfekten« Menschen, der funktioniert und dem Staat nach Möglichkeit wenig Folgekosten verursacht.

Im sozialdarwinistischen / neo-liberalen Gesellschaftskonzept sind Unterschiede und Separationen wesentliche Bestandteile eines auf Unterschiede ausgerichteten Menschenbilds. In die-

36 Manfred Kappeler, Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der sozialen Arbeit. Marburg, 2000.

37 Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung »Der (im-)perfekte Mensch, Vom Recht auf Unvollkommenheit« im Deutschen Hygiene-Museum vom 20. Dezember 2000 bis 12. August 2001. Ostfildern-Ruit, 2001.

sem Konzept sind Niederlagen (der anderen) geradezu notwendig vorgesehen: Die Armut der einen ist die Voraussetzung für den Reichtum der anderen. Die »Schönen und Reichen« brauchen die Armen und »Armseligen«, um schön und erfolgreich sein (und bleiben) zu können. Ungleichheit wird zu einem gesellschaftlichen Prinzip umdefiniert und »Ausschluss« der jeweils anderen geradezu als Notwendigkeit deklariert.³⁸

»Vergesst nicht: Der Teufel trägt keine Hörner« Kontinuitäten und Traditionen

Dass auffällig gewordenen Kindern und Jugendlichen ihr soziales Milieu als Hypothek angelastet wurde, blieb bis lange nach 1945 durchaus üblich. »Sittliche Verwahrlosung« war auch weiterhin ein Etikett, das Aus- und Abgrenzung und nicht Fürsorge und Zuwendung signalisierte; und Gewalt als Erziehungsmittel ist bis heute nicht aus dem »Erziehungs«-Repertoire verschwunden. Peter Wensierski hat am Beispiel der verdrängten Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik Deutschland eine Dokumentation vorgelegt³⁹, in der er die Kontinuitäten einer »Schwarzen Fürsorge« in den Nachkriegsjahren erschreckend deutlich macht. Ähnliches wäre mit Sicherheit auch für Österreich (Stichwort: »Kaiserebersdorf«) festzustellen.⁴⁰

Wer die NS-Pädagogik lediglich als das Werk Hitlers oder das Ergebnis seiner Weltanschauung zu begreifen versucht, geht ganz entscheidend an der Realität der nationalsozialistischen Herrschaftspraxis vorbei: Zu viele waren direkt oder indirekt mitbeteiligt, und zu viele haben sich mit den Zielsetzungen wie auch

38 Heinz Bude, Andreas Willisch (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg, 2006; Heinz Bude, Andreas Willisch (Hrsg.), Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«. Frankfurt / M., 2007

39 Peter Wensierski: Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik. München, 2006

40 Brigitta Haselbacher, Die »Revolte« in der Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige Kaiserebersdorf im Jahre 1952. Diplomarb. Univ. Wien, 1991.

mit den Methoden dieser Pädagogik einverstanden erklärt. Nach 1945 allerdings wollten die Beteiligten vergessen machen, dass Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung von »Asozialen«, Kranken und »Andersrassigen« zum Alltagsgeschäft der sozialpolitischen und sozialpädagogischen Institutionen in Deutschland (wie wohl auch in Österreich) gehörte und nicht unbedingt NS-Gesinnung und/oder Parteizugehörigkeit voraussetzten. Im Schatten der Vergangenheit haben es sich manche der Verantwortlichen für diese tatsächlich mörderische Fürsorge- und Wohlfahrtspraxis durchaus komfortabel einzurichten verstanden, und erst in der jüngsten Vergangenheit rückte die vergessen geglaubte Vergangenheit ins Helle der Gegenwart. Auch von der historischen Forschung ist der »Spiegelgrund« erst in den letzten Jahren wahrgenommen worden – und auch da waren es vor allem die Betroffenen selbst, die die Vergangenheit nicht ruhen ließen.

Nach 1945 ist von den Beteiligten und Mitbeteiligten, den Zuschauern und den Wegsehern in gleicher Weise stereotyp behauptet worden, man habe nicht gesehen, nichts gewusst und auf jeden Fall nichts getan. Das Gegenteil trifft wohl die historische Wirklichkeit: man hat gewusst, man hat gesehen, und man hat auch getan. Sich und den anderen gegenüber es einzugestehen, wollte man freilich nicht. Stattdessen wurde die gerade noch Gegenwart gewesene Vergangenheit umschwiegen und umgeschrieben. Die Fiktion der »Stunde Null« 1945 hatte für die Täter/Mit-täter eine wichtige Entlastungsfunktion: Unter Berufung auf den neuen Anfang konnten sie einen Schluss-Strich ziehen und ihre Beteiligung am Terror der »Fürsorge« und »Erziehung« im Nationalsozialismus ins Vergessen fallenlassen. Auf diese Weise war es ihnen auch möglich, über die eigenen (österreichischen) Traditionen nicht weiter nachdenken zu müssen, die sich teilweise mit den Absichten und Tendenzen der NS-Erziehung deckten oder von ihr in manchen Bereichen gar nicht so verschieden waren. Die Straferziehung in den Erziehungsheimen des Nationalsozialismus wurde ebenso wenig wahrgenommen wie die Beteiligung gar nicht so weniger Ärzte und Ärztinnen. Die Jugendschuttlager wurden nach 1945 – und dies gilt auch für die dort inhaftierten Jugendlichen aus Österreich – nicht als Konzentrationslager anerkannt, die dort eingewiesenen Jugendlichen bekamen keine Entschädi-

gung. Erst seit kurzer Zeit erhalten auch jene auf dem Spiegelgrund der NS-Zwangs-Pädagogik Ausgelieferten durch den Österreichischen Nationalfonds eine Anerkennung.

Notwendig ist es, den Nationalsozialismus und seine Verbrechen im Zusammenhang eines Prozesses zu sehen, der weit – zumindest bis ins 19. Jahrhundert – zurückreicht und mit 1945 keineswegs abgeschlossen gewesen ist. Tut man dies, so hat das freilich auch Konsequenzen für die Gegenwart:

»Wenn man nämlich die nationalsozialistische Vergangenheit nicht von vornherein als diskontinuierlich in der europäischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts betrachtet, sondern sie in den Kontinuitätszusammenhang der Moderne zurückordnet, fallen die Schatten dieser Vergangenheit noch viel dunkler in unsere Gegenwart, als es der Fall ist, wenn man das Jetzt als scharf getrennt vom Gestern wahrnimmt.«⁴¹

Zu fragen ist, wie dies in einer modernen, aufgeklärten Gesellschaft denn geschehen konnte? In seinem neuesten Buch »Verworfenes Leben« geht der Soziologe Zygmunt Bauman davon aus, dass die Moderne geradezu notwendiger Weise in ihrem Ordnungs-»Wahn« die Ausgrenzung von Menschen, die dieser Ordnung nicht entsprechen (können oder wollen) vorsieht und permanent »Abfall« produziert: »Die Produktion ›menschlichen Abfalls‹ – korrekter ausgedrückt: nutzloser Menschen [...] ist ein unvermeidliches Ergebnis der Modernisierung und eine untrennbare Begleiterscheinung der Moderne.«⁴² Das ist kein erfreulicher Befund, aber eine notwendige Erkenntnis.

Es gilt, zu sehen, was zu sehen ist. Alois Kaufmanns Text über den »Spiegelgrund« ist ein notwendiger Schritt dazu.

41 Harald Welzer: Die Macht und die Ohnmacht der Bilder. Über Besetzung und Sauslöschung von Geschichte, in: Harald Welzer (Hrsg.), Das Gedächtnis der Bilder. Tübingen, 1995, 166.

42 Zygmunt Bauman, Verworfenes Leben, Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg, 2005, 12-13.

Editorische Notiz:

Die Zitate in den Kapitelüberschriften sind Gedichten Alois Kaufmanns (Dass ich dich finde. Kind am Spiegelgrund. Hrsg. v. Mechthild Podzeit-Lütjen. Wien, 2006) entnommen: »In den Gärten der Hochmütigen, Habgierigen, Hartherzigen, Mächtigen und der Heuchler« / In den Gärten (24); »Kinder voller Hunger und Sehnsucht« / Trocken Brot (62–63); »So haben wir mit höllischen Schergen gelebt« / So haben wir (58); »Der Winter zog sein Leichentuch über die Zeit« / Ein Kind (17); »Nur für Idioten galten lange noch die alten Normen« / Idiot (51); »Vergesst nicht: Der Teufel trägt keine Hörner« / Ein-, zwei-, dreimal (34).

Der vorliegende Text beruht zum Großteil auf meinen Beiträgen in der Dokumentation der unter dem Titel »Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung« (Wien, 2007) publizierten Ergebnisse der Arbeit der »Interdisziplinären Forschungsgruppe Jugendfürsorge in der NS-Zeit«: »Erziehungs-Terror. Politische und gesellschaftliche Voraussetzungen von Kindsein im Nationalsozialismus« (91–106); Die »Schwarze Fürsorge« im Nationalsozialismus (107–117); NS-Fürsorge in Wien (119–123); Verfolgte Kindheit: Kinder und Jugendliche als Objekte der NS-Aussonderungs-»Pädagogik« (125–135); Zur Geschichte des »Spiegelgrunds« (159–192); Ein Leben nach dem »Spiegelgrund« (327–332). Die im Text angeführten Zitate und weiterführende Literatur sind dort nachgewiesen.

